ZWEI2022

frings.

DAS MISEREOR-MAGAZIN

Mut finden
Ein Heft über
das Hinfallen, Aufstehen
und Weitermachen

Madagaskar
Ursules Weg zum Haus
auf dem Hügel

Bildung
Die mutigen Töchter
Afghanistans

Kirsten Boie
Über Mut und Armut
im Kinderbuch

editorial.

Foto: Klaus Mellenthin

LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Wir erleben in den letzten beiden Dekaden regelrechte Kaskaden von globalen Krisen. Vom Terrorangriff auf New York am 11. September 2001 über die internationale Finanzmarktkrise bis zur Pandemie ab 2020. Weltweit wurden Ungleichheiten verstärkt und Fortschritte in der Armutsbekämpfung zunichte gemacht. Seit 2022 hält uns der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine in Atem. Gleichzeitig zeigen die Auswirkungen der Klimakrise, dass unsere Lebensweise und die Art zu wirtschaften zu Ungleichheit und Umweltzerstörung führen.

Zu all diesen Krisen und Herausforderungen wollen wir mit dem neuen Magazin „frings“ mutige und motivierende Botschaften der Hoffnung setzen, Strategien des Dranbleibens, Wiederaufstehens und Neu-Anfangens. Wir erzählen Geschichten, die Mut machen und zeigen, was wir von und mit Menschen aus dem Globalen Süden lernen können. Zwei Beispiele: Die Aktivistin Agnès Niaré kämpft mit ihrer Organisation „Tagnè“ trotz aller Widerstände gegen weibliche Genitalverstümmelung in Mali. Marthe Wandou setzt sich für die Rechte von Mädchen und Frauen im Norden Kameruns ein.

Viele unserer Projektpartner ermutigen uns, in schier ausweglosen Situationen Kraft, Solidarität und Strategien für den Alltag zu finden. Uns allen wünsche ich Kreativität, Inspiration und Mut auf dem Weg zu einer Welt, in der alle Platz am Tisch des Lebens haben.

Herzlich Ihr

Pirmin Spiegel
Hauptgeschäftsführer
von MISEREOR

inhalt.

GESICHTER DIESER AUSGABE
Seite 2

SCHWERPUNKT MUT FINDEN

FOTOSTRECKE
Hoffnung in der Krise
Seite 4

MEINUNG
Die Klimakrise ist ein Angriff auf die Menschenrechte!
Seite 8

REPORTAGE MADAGASKAR
Ursules Weg zum Haus auf dem Hügel
Seite 9

KURZPROTOKOLLE
Das Prinzip Hoffnung
Seite 15, 24 und 35

JUGEND
Wie anstrengend ist es eigentlich, in dieser Welt groß zu werden?
Seite 16

INFOGRAFIK
Unglück ist kein Schicksal
Seite 21

INTERVIEW
Kirsten Boie:
Wir brauchen Heile-Welt-Geschichten
Seite 22

BILDUNG
Die mutigen Töchter Afghanistans
Seite 25

Titel: 182 Tage nach der russischen Invasion feiert ein Mädchen den Unabhängigkeitstag der Ukraine. Foto: dpa picture-alliance

REPORTAGE MALI
Agnès Niaré und ihr langer Kampf gegen die Beschneidung
Seite 30

INTERVIEW
Marthe Wandou über Feminismus in Kamerun
Seite 36

THEMEN

FLUCHT
Wer sein Land verlässt, muss es nicht aufgeben
Seite 38

RUBRIKEN

GUT ZU WISSEN
Die Klobalisierung der Toilette
Seite 40

BILDBAND
Acts of Resistance and Repair
Seite 42

MISEREOR IN AKTION
Kleine Schritte, große Wirkung
Seite 44

KOLUMNE
Die größte Bürgerinitiative der Welt
Seite 46

RÄTSEL
Wer hat's gesagt?
Seite 48

IMPRESSUM
Seite 49

Foto: Klaus Mellenthin

9 **Madagaskar: Mit Kreativität hat Ursule Rasolomanana ihr Leben verbessert**

Foto: Karin Desmarowitz

16 **Hamburg: Die zehnjährige Siba wird traurig, wenn sie über die Welt nachdenkt**

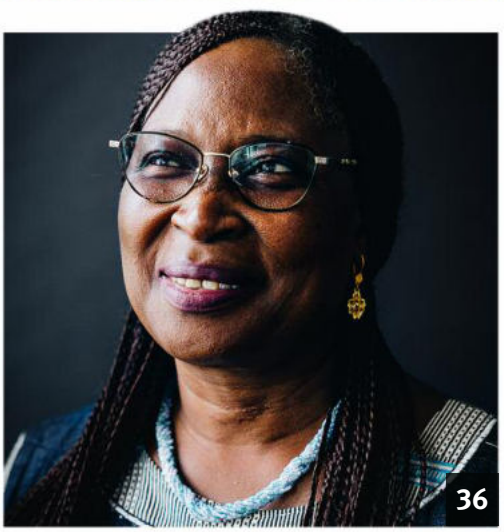


Foto: Kathrin Harms

36 **Nord-Kamerun: Marthe Wandou will die Lebenssituation von Frauen verbessern**

GESICHTER DIESER AUSGABE

Foto: Kathrin Harms

Kolumne auf Seite 46

UTE SCHEUB

lebt als freie Journalistin, Klimaaktivistin und ‚Geburtshelferin' für ökosoziale Geschichten des Gelingens in Berlin. Sie hat 23 Bücher geschrieben, zuletzt den Jugend- und Klimaroman „Der große Aufstand der Pflanzen". Aus ihrer Sicht ist es zu früh, die Zukunft aufzugeben: Das Potenzial von regenerativer Landwirtschaft und Landnutzung sei gigantisch. Das könne das Klima abkühlen und die Welternährung garantieren.

Foto: privat

Reportage auf Seite 25

ELISA RHEINHEIMER

ist Europawissenschaftlerin und Journalistin und liebt den Blick über den Tellerrand hinaus. Schön war es für sie, während der Recherche zu erfahren, dass es selbst unter den Taliban noch Spielräume für Mädchen und Frauen gibt. Der Mut all jener, die dazu beitragen, dass diese Spielräume genutzt und ausgebaut werden, beeindruckt sie.

Foto: Natasha Cohen-Carroll

Reportage auf Seite 30

ANNIE RISEMBERG

arbeitet nach einem Aufenthalt in Philadelphia seit 2018 als Foto-, Video- und Radiojournalistin in Bamako/Mali. Ihre Geschichten sind unter anderem in Voice of America, Le Monde, Deutsche Welle, BBC, Agence France-Presse, und Roads and Kingdoms erschienen.

„In einer Gesellschaft, in der weibliche Genitalverstümmelung weitgehend akzeptiert ist, ist es etwas Besonderes, Menschen zu begegnen, die offen darüber sprechen, wie sich Frauen und Mädchen davon befreien können."

KATHRIN GÄNSLER

lebt in Lagos, Nigeria, und Cotonou, Benin, und berichtet für deutschsprachige Tageszeitungen, Magazine und den öffentlich-rechtlichen Rundfunk aus einer Region, die sich stark wandelt und immer tiefer in eine schwere Sicherheitskrise rutscht. Ihre Themenschwerpunkte sind Politik, Terrorismus und alles, was mit Religion zu tun hat.

„In Gesprächen mit Frauen aus Kamerun und den Nachbarländern wird oft deutlich: Sie müssen viel durchmachen und haben kein Mitspracherecht. Umso wichtiger sind Frauen wie Marthe Wandou, die trotz Widerstand für Frauenrechte kämpfen."

Foto: privat

Interview auf Seite 36

KARIN DESMAROWITZ

hat in New York Fotografie studiert. Sie lebt in Hamburg, arbeitet schwerpunktmäßig im Bereich Soziales und fotografiert am liebsten Menschen. An Kindern und Jugendlichen bewundert sie deren Fähigkeit, auch aus schwierigen Zeiten gestärkt hervorzugehen – und vieles weglachen zu können. Während der Coronajahre war sie sehr froh, eine unbeschwerte, pandemiefreie Kindheit erlebt haben zu dürfen.

Foto: Julia Kolpin

Reportage auf Seite 16

MARKUS DÜPPENGIESSER

lebt und arbeitet als Journalist und Lektor in Köln. Zu seinen Auftraggebenden gehören Kölner Stadt-Anzeiger, Berliner Zeitung und Hamburger Morgenpost; Pressereisen führten ihn in die USA, nach Kuba und quer durch Europa. Eine Aussage in seinen Interviews hat ihn sehr beeindruckt:

„Zumindest genug zu essen haben die Menschen in der Ukraine – die in Afghanistan nicht."

Foto: Pia Hertel

Reportage auf Seite 38

Fotos: David Klammer/laif

NEUE FREUNDSCHAFT NACH DER FLUT

Manfred und Alexandra Fuhs stehen vor ihrem Elektrogeschäft in der Innenstadt von Bad Neuenahr-Ahrweiler, unmittelbar nach der Flutkatastrophe im Ahrtal und Ende 2021. Das Elektrogeschäft, seit 1951 in zweiter Generation geführt, wurde durch die Flut am 14. Juli 2021 komplett zerstört. Waren, Ladeneinrichtung, Werkstatteinrichtung und Servicefahrzeuge im Wert von 70.000 Euro wurden Opfer der Wassermassen. Im Laufe der Aufräumarbeiten beschließen die Fuhs und ein ehemaliger Konkurrent, der in derselben Straße ebenfalls alles verloren hat, sich zusammenzutun und ein gemeinsames Geschäft zu eröffnen: Das neue Unternehmen läuft seit einem Jahr erfolgreich. Aus Konkurrenten sind Freunde geworden.

Foto: Youth Symphony Orchestra of Ukraine

MUSIK ALS FRIEDENSBOTSCHAFT

Die Mitglieder des Jugendsinfonieorchesters der Ukraine haben sich unter der Flagge ihres Landes versammelt. Trotz des Angriffskriegs Russlands auf die Ukraine setzt das Orchester auch 2022 mit einer Europatournee seine musikalische Tätigkeit fort. Die ukrainischen Jugendlichen tragen durch Musik ihre Friedensbotschaft von mehr Gerechtigkeit und einer besseren Zukunft in die Welt und setzen Zeichen für europäische Werte, Kunstfreiheit und internationale Freundschaft. Das Orchester wurde 2016 auf Initiative der international bekannten Dirigentin Oksana Lyniv und mit Unterstützung des Beethovenfests Bonn, des Bundesjugendorchesters und der Deutschen Welle gegründet.

Foto: Klaus Mellenthin/Misereor

MIT KRAFT GEGEN DIE GEWALT

Die 23-Jährige Alvera kam als Flüchtling aus dem Irak nach Beirut. Die junge Sozialarbeiterin hat die Gabe, Schreckliches in Schönes zu verwandeln. Wenn sie mit Flüchtlingskindern aus dem Irak zu lauter Musik tanzt und springt, dann leuchten die Augen der Kinder. Alvera kann den Kindern helfen, mit ihren traumatischen Erlebnissen von Krieg und Flucht umzugehen und die Hilflosigkeit und Einsamkeit eine Zeit lang zu vergessen, weil sie selber Traumatisierendes erlebt hat. Ihr Vater und ihre Brüder überlebten mehrere Attentate nur knapp, eine Bombe zerstörte das Haus der Familie. Bei den Jugendtreffen der Misereor-Partnerorganisation Pontifical Mission fand Alvera Anschluss und die Zuversicht, die sie jetzt weitergibt.

MIT MENSCHENRECHTEN GEGEN DIE KLIMA-APARTHEIT

Von Miriam Saage-Maaß

Zwischen Flutkatastrophe und Trinkwassermangel: In Pakistan spüren die Menschen den Klimawandel unmittelbar

Foto: Reuters

Klimaschutz ist eine grund- und menschenrechtliche Verpflichtung des Staates. So entschied das Bundesverfassungsgericht im Frühjahr 2021, wie zuvor oberste Gerichtshöfe weltweit, beispielsweise in Pakistan, Kolumbien oder den Niederlanden. Wenn aber die notwendige Transformation unserer Gesellschaft und unseres Wirtschaftssystems hin zu Nachhaltigkeit und Klimaneutralität gelingen soll, dann braucht die gesamte Klima- und Wirtschaftspolitik einen Menschenrechtsansatz. Dabei darf es nicht nur um die Freiheitsrechte zukünftiger Generationen gehen. Es müssen auch die wirtschaftlichen und sozialen Menschenrechte einbezogen und im Zusammenspiel mit der Natur begriffen werden. Es liegt ja auf der Hand: Der Mensch ist Teil der Ökosysteme und die Realisierung der Menschenrechte – wie beispielsweise das Recht auf Wasser, Nahrung, Gesundheit – hängt wesentlich von einer intakten Umwelt ab. Ein umfassender menschenrechtlicher Ansatz muss auch die historischen Ursachen des Klimawandels berücksichtigen. Der Klimawandel resultiert vor allem aus der Industrialisierung und dem mit ihr sprunghaft angestiegenen Verbrauch fossiler Energien. Die Dynamik der kolonialen Expansion und die damit einhergehende Zerstörungen von Natur zur Erschließung neuer Rohstoffquellen setzt sich bis heute fort: Diejenigen, die am wenigsten zum Klimawandel beitragen, müssen am stärksten unter ihm leiden. Wir sitzen eben nicht alle in einem Boot. Manche sitzen auf einer Luxusjacht, während andere sich auf Holzplanken über Wasser halten. Es droht ein Zustand der „Klima-Apartheid“: Die ohnehin reichen Menschen, die bisher am meisten vom fossilen Turbokapitalismus profitiert haben, werden sich mit technischem Knowhow so gut wie möglich absichern und ein halbwegs komfortables Leben organisieren können. Die Armen hingegen müssen sehen, wo sie bleiben.

Aber es regt sich Widerstand: Die Bewohner der Insel Pari vor der Küste Jakartas wollen es nicht auf sich sitzen lassen, dass ihre Insel und damit ihr gesamtes Leben in den kommenden Jahrzehnten buchstäblich im Meer versinken werden. Sie haben einen der Konzerne, der besonders viel CO_2 in den letzten 100 Jahren ausgestoßen hat, vor Schweizer Gerichten verklagt. Sie fordern: Der größte Zementhersteller der Welt, Holcim, soll seinen Anteil an den bereits entstandenen Klimaschäden und die Kosten für Abhilfe- und Adaptionsmaßnahmen zahlen und seine zukünftigen Emissionen radikal reduzieren. Ein Beispiel dafür, dass endlich die Frage gestellt wird: Welche Verantwortung tragen westliche Staaten und Unternehmen für die Klimaschäden weltweit?

Dr. Miriam Saage-Maaß ist Rechtsanwältin und Legal Director des ECCHR. Sie arbeitete unter anderem an Verfahren gegen Unternehmen wie KiK zur Ausbeutung von Arbeiter*innen in Südasien. Zudem initiiert und begleitet sie verschiedene Strafverfahren gegen Manager*innen multinationaler Konzerne wegen Beteiligung an Völkerstraftaten und Waffenexporten aus Europa nach Saudi-Arabien.

URSULES WEG ZUM HAUS AUF DEM HÜGEL

Als Frau auf dem Land in Madagaskar ist man immer von irgendwem abhängig, wenn man arm ist und nicht zur Schule kann. **Ursule Rasolomanana** wollte das ändern. Ihre Methode: Ideen. Und Ausdauer.

Ursule weiß, wie schwierig es ist, als Reisbäuerin im zentralen Hochland von Madagaskar zu überleben

Text von Susanne Kaiser | Fotos von Klaus Mellenthin

Wenn Reisbäuerin Ursule Rasolomanana neben ihrem Haus steht, oben auf einem Hügel abseits vom Dorf Ankaditapaka, dann wandert ihr Blick über die weite Landschaft, als würde sie die Hügel, die Felder und den Fluss zum allerersten Mal sehen. „Ich wollte immer frei sein“, sagt sie. Dieser Hof ist ihr Reich, sie bestimmt. Das Haus hat Ursule zusammen mit ihrem Mann gebaut, die ersten Steine dafür haben sie selbst hergestellt. Man merkt, dass es der jungen Frau viel bedeutet – dass sie hier ganz bei sich sein kann. Sie erzählt von ihren Ideen und Träumen, spricht offen über ihre Gefühle. Und wird mit einem Mal traurig.

Das Leben als Frau auf dem Land ist hier extrem schwierig

„Ich habe schon mit 17 geheiratet – aus Enttäuschung“, beginnt Ursule ihre Geschichte. Das hat ihre Möglichkeiten damals ziemlich begrenzt. Ursule musste die Schule mit zwölf Jahren in der 7. Klasse abbrechen, nachdem ihr Vater plötzlich gestorben war. „Meine Mutter konnte sich das Schulgeld nicht mehr leisten. Ich war wahnsinnig traurig, denn das war alles, was ich wollte: lernen. Vor allem Sprachen. Also habe ich eine Familie gegründet, es gab für mich keine andere Perspektive.“ Ursules Traum vom Leben als Übersetzerin war damit gestorben. Aber vielleicht war das für ein Mädchen vom Dorf im Hochland Madagaskars ohnehin utopisch.

„Das Leben als Frau auf dem Land ist hier extrem schwierig“, sagt Ordensschwester Modestine Rasolofoarivola. „Frauen dürfen kaum mitbestimmen, die Entscheidungen treffen Männer. Obwohl Frauen einen Großteil der Arbeit leisten.“ Sie leitet die Organisation Vahatra, die besonders Reisbäuerinnen dabei hilft, sich mit Entscheidungen und Ideen selbstbewusst auf die eigenen Füße zu stellen und sich gegen die männliche, patriarchale Vorherrschaft durchzusetzen. „Die Lebensbedingungen in den ländlichen Gegenden sind nicht gut: Es gibt kein fließendes Wasser, keine Gesundheitsversorgung, unsere Straßen sind schlecht, die Leute sind arm und fühlen sich damit alleine gelassen.“ Ein Dorf wie Ankaditapaka lässt sich auf keiner Landkarte finden, der Weg zum nächsten Ort Tsiroanomandidy, wo es ein Krankenhaus und einen Markt gibt, liegt mit dem Fahrrad gute zwei Stunden entfernt. Auf dem Land sind die Leute also auf sich selbst gestellt, was auch immer passiert.

„Wir haben früher ausschließlich Reis gepflanzt und die Ernte selbst verbraucht. Wir hatten also nur das und konnten uns auch nichts anderes leisten“, erzählt Ursule davon,

Ihr eigenes Haus bedeutet Ursule Rasolomanana sehr viel, sie hat es gemeinsam mit ihrem Mann gebaut

Um Brennholz zu sparen, hilft Schwester Modestine im Haus von Ursule eine neue Feuerstelle zu töpfern

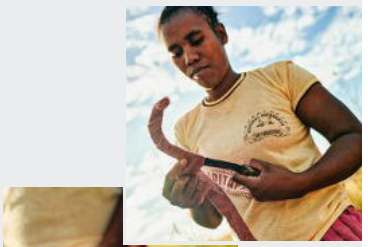
wie es ist, Reisbäuerin im zentralen Hochland zu sein. Wenn man von der Hand in den Mund lebt und überhaupt kein Geld hat, ist man immer von irgendwem abhängig. Ursule wohnte lange mit ihren drei Kindern und ihrem Mann bei den Schwiegereltern, alle fünf zusammen in einem Zimmer unten im Haus, mitten im Dorf. Das bedeutete, dass die 28-Jährige kaum Entscheidungen für sich oder ihre Familie treffen konnte – immer redeten ihr die Eltern des Mannes rein, wussten es besser oder bestimmten einfach über ihren Kopf hinweg. Nicht nur die Schwiegereltern – die ganze Dorfgemeinschaft. Als ich Ursule einmal frage, ob sie gerne zu Versammlungen auf dem Dorfplatz geht, schweigt sie. Für sie antwortet ei-ne ältere Frau: „Sie geht sehr gerne zu den Versammlungen." In der Gesellschaft des Dorfes wird Ursules Gesicht augenblicklich unlesbar, ihre Mimik festgefroren. Offensichtlich fühlt sich die junge Frau hier nicht wohl, wo Ältere den Ton angeben. Ganz anders als in ihrem Reich auf dem Hügel.

Die Frauen nehmen das bisschen, was sie haben, in die Hand und machen etwas daraus

Deshalb wollte sie unbedingt ihr eigenes Haus bauen. Erst sparte Ursule vom Reis etwas ab. Wie das geht, hat sie in einem Verein gelernt, den Vahatra in Ankaditapaka gegründet hatte. Immer ein bisschen, bis das Geld für Baumaterialien reichte. „Es war so anstrengend, die Steine selbst zu brennen, dass wir sie irgendwann lieber kauften, auch wenn das natürlich teurer ist", erzählt die Reisbäuerin. Sie und ihr Mann mauerten, zimmerten, hämmerten, Ursule

Fortsetzung auf Seite 13

Reisbäuerin **Ursule Rasolomanana** hat sich trotz widriger Lebensumstände nicht entmutigen lassen. Susanne Kaiser hat nach den Gründen gefragt.



„HEUTE BIN ICH UNABHÄNGIG UND WERDE RESPEKTIERT“

Unabhängig sein von anderen: Ursule pflanzt Obstbäume und Gemüsesorten und lagert Reis in der Reisbank ein

Wie ist das Leben als Reisbäuerin hier im zentralen Hochland Madagaskars?

Ursule Rasolomanana: Den ganzen Tag Reis anbauen kann ganz schön eintönig sein – und es reicht nie. Es ist ein ständiger Kampf. Ich überlege mir deshalb immer wieder, mit was wir unser Einkommen aufbessern könnten: neue Obstbäume und Gemüsesorten pflanzen, Tiere züchten, Reis in der Reisbank einlagern und verkaufen, wenn die Preise hoch sind. Wir waren immer abhängig von anderen, als wir nur von unseren Reisfeldern lebten und alles immer gleich verbrauchten.

Hatten Sie eine Wahl?

Ich musste die Schule mit zwölf Jahren in der 7. Klasse verlassen. Meine Mutter konnte sich das Schulgeld für uns Kinder nicht mehr leisten, nachdem mein Vater gestorben war. Ich habe damals keine andere Möglichkeit gesehen, als eine Familie zu gründen. Dann kämpft man wenigstens nicht mehr alleine mit dem Leben.

Jetzt wohnen Sie in ihren eigenen vier Wänden. Wie haben Sie das geschafft?

Ich wollte unbedingt unabhängig sein. Ich habe gelernt, wie man das Wenige, was da ist, in die Hand nimmt und daraus etwas macht – wie man mit Reis wirtschaftet. Dadurch konnte ich etwas beiseitelegen, immer ein bisschen mehr. Davon kaufte ich zwei Hühner für die Zucht, später Schweine. Dann pflanzte ich Mangos, die bringen viel mehr als Reis. Irgendwann hatte ich so viel zusammen, dass es für die ersten Steine reichte. Jahr für Jahr konnten wir das Haus ein Stückchen weiterbauen. Gerade sind wir in das erste fertige Zimmer eingezogen.

Sind Sie heute unabhängig?

Ja! Und ich werde immer mehr respektiert in meinem Dorf. Die Leute, auch die älteren, sehen, was wir mit kleinen Veränderungen erreichen. Niemand hier hat so ein Haus wie wir, aus Ziegelsteinen. Hier gibt es sonst nur Lehmhäuser. Wenn ich wegen des Babys unsere Vereinssitzungen nicht leiten kann, dann vertritt mein Mann mich dort. Auch, dass er mich so unterstützt, macht mich unabhängig. ●

Vahatra bedeutet Wurzel

„Vahatra“ bedeutet Wurzel und damit ist die Philosophie der Organisation schon benannt: Sie will das Leben auf dem Land in Madagaskar von unten verbessern, indem sie vor allem Frauen in der Landwirtschaft fördert und ihnen dabei hilft, mit dem, was sie haben, zu wirtschaften. Vahatra unterstützt die Leute dabei, Obst- und Gemüsesorten zu kultivieren, Vorräte in Getreidesilos oder Reisbanken für die nächste Dürre anzulegen, bessere Kochstellen zu errichten, Tiere für die Zucht zu impfen, mit Hygienemaßnahmen Krankheiten zu bekämpfen und Baumschulen gegen die Erosion und Verödung des Bodens zu pflanzen. 1.800 bäuerliche Haushalte in 75 Dörfern, also etwas über 10.000 Personen, können auf diese Weise ihre Ernährung dauerhaft sichern und verbessern.

Außerdem begleitet Vahatra besonders Bäuerinnen dabei, ein Zertifikat für ihr Land zu erwerben. Fast 50.000 solcher verbriefter Landrechte will Vahatra für die Menschen auf dem Land in den nächsten Jahren erwirken.

Langfristig plant Ursule einen richtigen Bauernhof mit Landwirtschaft und der Zucht von Zebu-Rindern

strich die Innenräume. Vor Kurzem ist die fünfköpfige Familie in das erste fertige Zimmer gezogen, am Rest wird noch gearbeitet. Alles in kleinen Schritten, aber immerhin voran.

„Die Frauen nehmen das bisschen, was sie haben, in die Hand und machen etwas daraus“, so erklärt Schwester Modestine die Philosophie der Dorfvereine. „Mit kleinen Dingen lässt sich so viel erreichen, viel mehr als mit großen Gesten oder Geld“, davon ist die Ordensfrau überzeugt. Und viel anderes bleibt den Bäuerinnen auch kaum übrig, als sich mit dem selbst zu behelfen, was da ist. Die Kinder machen es vor: Ihr Fußball besteht aus fest verschnürten Müllresten. Mit großer Kreativität bauen sie sich aus einer Pflanze mit kugelrunden Blüten, die sich zu Achsen mit vier Rädern zusammenstecken lassen, ein Spielzeugauto.

Die Kinder sind kreativ und bauen sich Fußbälle aus Müllresten und Spielzeugautos aus Pflanzenteilen

Ursule wird nie wieder zur Schule gehen können, das weiß sie. Sie hat mit 28 Jahren drei Kinder, für die sie sorgen muss, und das bedeutet harte Arbeit auf dem Land in einer Region, in der jedes zweite Kind mangelernährt ist. Die siebenjährige Tochter Chanya will deshalb niemals heiraten, sondern Ordensschwester an einer Schule werden, erzählt Ursule: „weil es dann immer Mittagessen gibt, wenn sie wie ihre Lehrerin Kinder unterrichtet.“

Aber: Ursule ist niemand, die sich leicht desillusionieren lässt, nur weil ihr Kindheitstraum in unerreichbare Ferne gerückt ist. Im Gegenteil ist diese Enttäuschung ihr Antrieb: Wenn Ursule sich heute, als Erwachsene, etwas vornimmt, dann hält sie umso beharrlicher daran fest. Die junge Frau hat jetzt neue Ziele, einen festen Willen und viele gute Ideen. Sie will nie wieder so abhängig sein, dass sie mit den Entscheidungen anderer leben muss.

> Die Ideen von Frauen sind absolut entscheidend dafür, dass die ganze Gemeinschaft vorankommt

Mit dem Stück Land um das Haus herum hat Ursule große Pläne: „Alles soll grün werden, wir wollen einen Bauernhof. Dann kommen vielleicht auch die Vögel zurück.“ Das Dorf und die hügelige Landschaft waren einst üppig bewaldet. Doch die Dorfbevölkerung rodete Baum um Baum, um das Holz als Brennstoff in der Stadt zu verkaufen. Vögel lassen sich dort kaum noch blicken. Heute pfeift der Wind über das öde Land. Kleine Staubwölkchen wirbeln auf und legen sich als feiner Film auf das Grün der Pflanzen, sodass die Farben der Umgebung durch einen unmerklichen Grauton gedämpft erscheinen.

Madagaskar hat zwei Gesichter

Wir kennen Madagaskar als wunderschönes Reiseland mit einer einzigartigen Tier- und Pflanzenwelt. Doch gleichzeitig ist es eines der ärmsten Länder der Welt. Drei Viertel der Bevölkerung leben in extremer Armut, besonders auf dem Land. Das Durchschnittseinkommen pro Kopf liegt bei nicht einmal 40 Euro monatlich. Fast die Hälfte der Menschen kann sich kaum mit ausreichend Nahrung versorgen, jedes zweite Kind ist mangelernährt. In den Dörfern gibt es nur selten sauberes Wasser, es gibt keinen Strom, keine Gesundheitsversorgung, die Straßen zum nächsten größeren Ort sind schlecht. Die Schulen sind oft so weit entfernt, dass kleine Kinder nicht eingeschult werden können. Ein Drittel schließt nicht einmal die Grundschule ab. Die Hälfte der Kinder ab fünf Jahren arbeitet. Der Teufelskreis aus schlechter Grundbildung und Armut lässt sich nur schwer durchbrechen.

Voller neuer Ideen: Die kleine Geflügelzucht vor dem Haus wächst, seit Ursule die Hühner impfen lässt

Ursule plant eine Baumschule, um aus der Landschaft wieder einen Garten zu machen. Sie baut Kaffee an, Mais, Maniok und Orangen, hat ihren eigenen Brunnen, kompostiert und pflanzt. Ihr großes Zebu-Rind konnte sie gerade in zwei Jungtiere eintauschen. Auch die kleine Geflügelzucht wächst, seit sie die Hühner impfen lässt. Auf dem Reisfeld, das 20 Minuten zu Fuß entfernt liegt, wachsen außerdem Mangos und Bananen. Die sind viel mehr wert als Reis, nicht nur an Vitaminen, sondern auch auf dem Markt. „Mein großer Traum ist, dass irgendwann Reisende hier vorbeikommen. Dann lerne ich Fremdsprachen und kann doch noch übersetzen." In ihr Stück Land steckt Ursule nicht nur viel Arbeit, sondern auch ihre Hoffnung.

Mit ihren ganzen guten Ideen und Plänen hat sich die junge Frau auch im Dorf unter den Älteren Respekt verschafft. Den Verein von Vahatra mit 38 Leuten, nur drei davon Männer, leitet Ursule inzwischen, obwohl sie noch so jung ist. Sie hat eingeführt, dass der Weltfrauentag am 8. März im Dorf groß gefeiert wird, mit Motto-T-Shirts und allem. „Die Ideen von Frauen sind absolut entscheidend dafür, dass die ganze Gemeinschaft vorankommt und gemeinsam etwas erreicht", davon ist Ursule überzeugt. Viele haben sich ihr angeschlossen, wollen teilhaben an ihrem Ideenreichtum. Sie sehen, wie Ursule ein Getreidesilo fürs Dorf schafft. Und wie alle davon profitieren, wenn sie ihre Ernte nicht gleich verbrauchen, sondern einlagern können.

> Ich möchte eine Dorfschule gründen, damit die Kinder nicht so weit zur Schule laufen müssen

„Einen Traum habe ich doch noch: Ich möchte eine Dorfschule gründen, damit die Kinder nicht so weit zur Schule laufen müssen und früher eingeschult werden können". Dafür müssen aber die anderen aus der Dorfgemeinschaft mitmachen, jede Familie soll etwas beisteuern. Das ist gar nicht so einfach, denn obwohl viele überzeugt sind, können sich manche den Bau nicht leisten. Aber Ursule bleibt hartnäckig. Und zeigt den anderen, wie man mit kleinen Veränderungen ganz langsam die eigenen Träume verwirklichen kann.

Susanne Kaiser ist Autorin aus Berlin. Sie verfasst Reportagen, Essays und Bücher unter anderem für DIE ZEIT, die Neue Zürcher Zeitung und DER SPIEGEL. Am liebsten schreibt sie Geschichten über Menschen auf der ganzen Welt, meistens jedoch aus dem Nahen Osten und Nordafrika oder wie sich Gesellschaften wandeln und Machtverhältnisse verschieben.

Klaus Mellenthin lebt und arbeitet als freier Fotograf in Berlin. Er bezeichnet sich selbst als Menschen-Fotograf und versteht seine Arbeit als visuelles Geschichtenerzählen. Seit 2018 ist er im Bundesvorstand des BFF (Berufsverband Freie Fotografen und Filmgestalter e. V.). Für Misereor reiste er bereits nach Burkina Faso, Brasilien, Vietnam, Madagaskar und in den Libanon.

DAS PRINZIP HOFFNUNG

Josephine Rasolonomenjanahary, 31

Lehrerin und Landwirtin in Madagaskar

Ich komme aus einer sehr armen Familie mit acht Kindern. Als ich klein war, habe ich meinen Eltern auf dem Feld geholfen, habe kleinere Jobs übernommen und zum Beispiel Gemüse auf einem Markt verkauft. So konnten sich meine Eltern das Schulgeld für uns leisten. Jetzt bin ich seit zehn Jahren Lehrerin an der Schule und lerne immer noch weiter. Ich kann mein Wissen an die Kinder weitergeben. Zum Rechnen nutzen wir Bohnen oder Holzstückchen. Buchstaben stehen auf kleinen Kärtchen mit Bildern. Es wird also viel mit dem Alltag der Kinder verknüpft. Ich habe ein doppeltes Einkommen, weil ich als Landwirtin und als Lehrerin arbeite. Als Lehrerin verdiene ich sogar 25 Euro im Monat für sechs Schulstunden täglich. Das ist sehr wichtig für uns, denn mein Mann ist blind. Ich muss für ihn sehen. Nach unserer Hochzeit verlor er sein Augenlicht.

Protokoll: Klaus Mellenthin

„Als Lehrerin mit den Kindern zu arbeiten, ist für mich ein großes Glück.“

Foto: Klaus Mellenthin

WIE ANSTRENGEND IST ES, IN DIESER WELT GROSS ZU WERDEN?

Der gesellschaftliche Umgang mit Kindern und Jugendlichen während Corona, Ängste über den Zusammenbruch von Klima- und Ökosystemen, Krieg in der Ukraine und das Gefühl, bei der Zukunftsplanung von der Politik vergessen zu werden – Kinder und Jugendliche haben aktuell auch in Deutschland einiges zu schultern. Wie geht es ihnen eigentlich?

Text von Constanze Bandowski | Fotos von Karin Desmarowitz

Carla, 16 Jahre, dunkle Kleidung, orange gefärbter Undercut unter langem Haar, schmales Katzenaugen-Make-up, blickt pessimistisch in die Zukunft: „Unsere Welt wird kaputtgehen. Ich habe das Gefühl, mir wird meine Jugend weggerissen, aber ich bin trotzdem froh zu leben." Linus, 14 Jahre, marineblaue Hoodie-Jacke, klassischer Fassonschnitt, dunkelbraune Augen, freut sich vor allem über Ferien: „Die Pandemie ist im Winter hoffentlich kein Thema mehr. Gegen den Klimawandel und den Krieg können wir nicht mehr tun, als wir sowieso schon machen: Flüchtlinge in der Schule aufnehmen, spenden, Fahrrad fahren, bewusst einkaufen und so." Siba, 10 Jahre, lässiges Longshirt, wuscheliger Pony, abblätternder Nagellack, hat vor allem Angst, vom Gymnasium zu fliegen: „Wenn ich über die Welt nachdenke, werde ich traurig. Ich komme selbst aus dem Krieg in Syrien, aber ich denke eben nicht so viel darüber nach. Wichtig ist, dass ich mein Abitur schaffe." Die drei Hamburger Jugendlichen fassen die Gemütslage ihrer Generation recht gut zusammen: Immer mehr junge Menschen fühlen sich durch die multiplen Krisen Pandemie, Klimawandel und Krieg gestresst (45 Prozent), antriebslos (35 Prozent) und erschöpft (32 Prozent). Sieben von zehn denken über einen Suizid nach, fast ein Drittel gibt eine Depression an. Trotzdem ist die Grundstimmung erstaunlich positiv. Die meisten jungen Menschen erwarten persönlich eine gute Zukunft. Das ergab die jüngste Trendstudie „Jugend in Deutschland – Sommer 2022". Das Team um die Jugendforscher Simon Schnetzer und Klaus Hurrelmann befragte rund 1.000 junge Menschen zwischen 14 und 29 Jahren zu ihrer psychosoziale Gesundheit, ihren Ängsten und Perspektiven. Das Ergebnis zeigt: Immer mehr Heranwachsende spüren einen Kontrollverlust in ihrer Alltagsgestaltung, ihren persönlichen Beziehungen und hinsichtlich ihrer beruflichen Zukunft. Ihre größte Sorge ist der Krieg. 68 Prozent fürchten sich davor. Hinzu haben mehr als die Hälfte Angst vor dem Klimawandel. Steigende Preise treiben 46 Prozent aller Befragten um, vier von zehn befürchten die Spaltung der Gesellschaft, und jede*r Zweite hat das Gefühl, die schönste Zeit des Lebens zu verpassen. Nur vier Prozent sind sorgenfrei.

Die Hälfte der Kinder und Jugendlichen hat das Gefühl, die schönste Zeit des Lebens zu verpassen

„Früher waren unsere Schülerinnen und Schüler definitiv unbeschwerter", bestätigt Katja Heinemann. Zusammen mit ihrem Kollegen Sebas-

Linus hofft darauf, dass es im Winter keine neuen Einschränkungen für ihn und seine Mitschüler*innen gibt

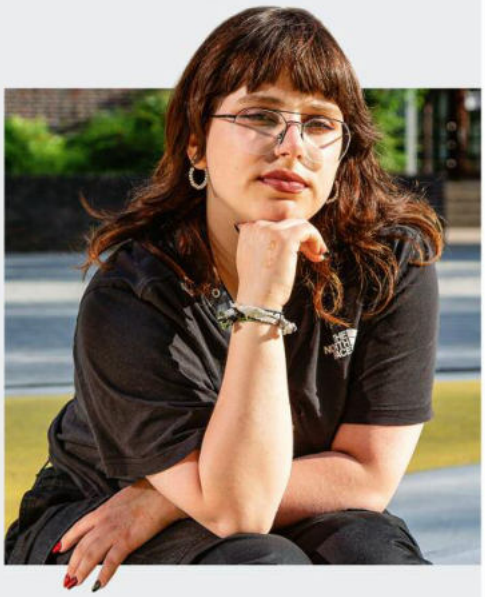
Carla ist der Ansicht, der Online-Unterricht während der Coronapandemie lasse sich nicht einfach schönreden

Einige haben das Homeschooling richtig gut gemacht, andere sind durch das Wechselmodell aufgeblüht

tian Lang betreut die Lehrerin für Deutsch und evangelische Religion die Misereor-Partnerschaft an der Oberschule Badenhausen in Bad Grund im Harz. „Durch den Krieg sind Klimawandel und Corona in den Hintergrund getreten, aber der Rede- und Informationsbedarf ist extrem hoch. Es gibt kaum eine Generation, die so viele Krisen auf einmal erlebt und damit zurechtkommen muss.“ Deutsch- und Geschichtslehrer Lang ergänzt: „Viele schnappen auf Instagram oder YouTube Schlagzeilen auf, die sie nicht einordnen können. Das verunsichert sie. Wir unterrichten ab der fünften Klasse Medienkompetenz, aber das reicht nicht. Gerade in bildungsfernen Familien gibt es wenig Unterstützung aus dem Elternhaus.“ An der Misereor-Partnerschule wird also viel gesprochen, aufgeklärt und diskutiert. In den Gesprächen wehren sich viele Schülerinnen und Schüler gegen bestehende Klischees. „Sie betonen: ‚Wir sind keine verlorene Generation!‘“, so Sebastian Lang. „Man muss die Auswirkungen auf die Schülerinnen und Schüler sehr differenziert und individuell betrachten. Einige haben das Home-Schooling richtig gut gemacht, andere sind durch das Wechselmodell in der kleinen Gruppe regelrecht aufgeblüht.“ Insgesamt stellen die Lehrkräfte fest, dass die Schere auseinandergeht: Wer vorher Schwierigkeiten hatte, tut sich jetzt noch schwerer, wem das Leben und Lernen leichter fiel, kommt auch besser

Fortsetzung auf Seite 20

„ZUM GLÜCK HABE ICH MIR HILFE GESUCHT“



Carla Andresen ist 16 Jahre alt und geht in die 10. Klasse eines Gymnasiums in Hamburg-Bergedorf

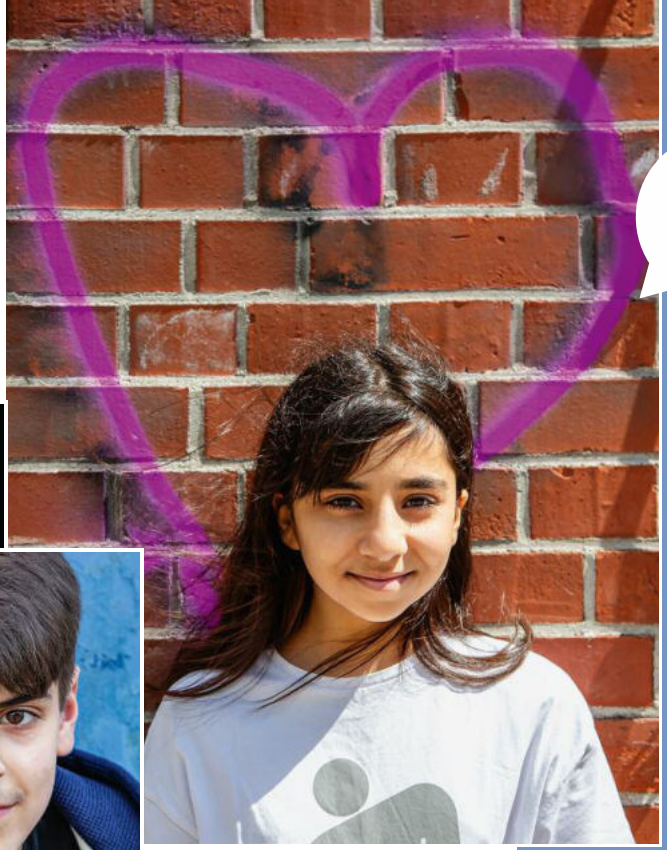
„Im Moment bin ich total zufrieden mit meinem Leben. Ich habe wieder soziale Kontakte, meinen Mittleren Schulabschluss geschafft, einen Hund bekommen. Meine Mutter lebt auf dem Land, mein Vater in der Stadt, das gefällt mir. Vor allem gehe ich aber wieder gerne zur Schule, und das ist richtig gut, denn ich will die Welt verändern und Bundeskanzlerin werden.

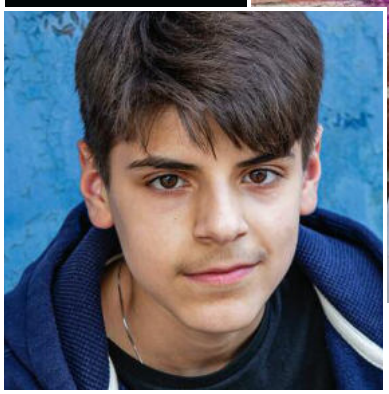
Corona hat die mentale Gesundheit von uns Teenagern extrem beeinträchtigt. Allen meinen Freunden ging es schlecht. Wir haben viel digital gelebt, das war überhaupt nicht gut. Jede noch so kleine Insta-Story von Freunden zeigt immer nur den schönsten Moment. Wer das anschaut, bekommt unterbewusst vermittelt: Im Vergleich dazu ist dein Leben scheiße.

Der erste Lockdown ging noch, aber im zweiten hatte ich schwere Depressionen, keine Energie, habe fast nur noch geschlafen, teilweise 17 Stunden. Tagelang habe ich mein Zimmer nicht verlassen. Ich fühlte mich wie im Gefängnis, völlig hoffnungslos und hatte große Angst vor der Krankheit. Meine beiden Brüder gingen mir richtig auf die Nerven. Mit meinem Stiefvater bin ich überhaupt nicht klargekommen, aber der ist inzwischen ausgezogen. Online-Schooling lässt sich einfach nicht schönreden. Die Abgabetermine haben mich extrem gestresst. Ich habe das Gefühl, zwei komplette Schuljahre verpasst zu haben, aber ich werde die Oberstufe schaffen.

Zum Glück habe ich mir Hilfe gesucht. Die Therapie war die beste Entscheidung meines Lebens. Da habe ich auch gelernt abzuschalten, Nachrichten auszublenden, denn mit dem Krieg in der Ukraine und der Klimakrise fühle ich mich einfach nur machtlos und verzweifelt. Früher habe ich mich bei Fridays for Future engagiert. Ich bin Vegetarierin, fliege nicht, gebe mein Bestes, um das 1,5-Grad-Ziel zu erreichen, aber die Mächtigen tun einfach nichts. Unsere Welt wird kaputtgehen, und mit dem Ukraine-Krieg habe ich fast keine Hoffnung mehr in diese Menschheit. Ich will das alles nicht verdrängen, aber es bleibt schwer, damit umzugehen. Ich möchte ein schönes Leben haben, und ich bin froh zu leben, trotzdem habe ich dabei schon einen ganz schönen Kloß im Hals.“

Carla kümmert sich jetzt um die Dinge, die sie beeinflussen kann





Linus und Siba sind froh, ihren Alltag wiederzuhaben: Sie treffen Freund*innen, machen Sport und fahren Rad

durch die Krisen. „Insgesamt habe ich den Eindruck, dass die aktuelle Abschlussklasse nicht schlechter dasteht als vorherige Klassen“, sagt Katja Heinemann.

Carla, Linus und Siba haben einen gesunden Umgang mit der ungewissen Weltlage gefunden

Carla, Linus und Siba haben einen gesunden Umgang mit der ungewissen Weltlage gefunden. Die Jüngeren leben noch stärker in ihrer unmittelbaren Gegenwart, treffen Freunde, treiben Sport, fahren Fahrrad. Die Ältere hat sich während einer schweren Depression im zweiten Lockdown professionelle Hilfe gesucht. Jetzt kümmert sie sich um die Dinge, die sie beeinflussen kann. „Die Probleme der Welt kannst du ausblenden, die persönlichen Probleme aber nicht.“ Also versucht Carla vor allem, ein ganz normales Teenagerleben zu gestalten.

Constanze Bandowski lebt und arbeitet in Hamburg und Dresden. In ihren Reportagen aus aller Welt geht es oft um persönliche und globale Krisen und immer um die Frage: Wie bewältigen Menschen die großen Herausforderungen ihres Lebens? Als Mutter von zwei erwachsenen Kindern interessieren sie dabei auch die Strategien junger Menschen sehr.

Psychologische Hilfe per Chat

Als die Fälle von häuslicher Gewalt im ersten Corona-Lockdown stiegen, gründeten drei Berliner Schüler mit drei Expert*innen die digitale Erstberatung Krisenchat. „Wir sahen, dass der Bedarf an psychosozialer Krisenintervention immer größer wurde, die jungen Leute sich aber nicht trauten, Hilfe zu holen“, sagt Kai Lanz. Also entwickelte der heute 21-Jährige mit seinen Mitstreiter*innen ein professionelles Hilfsangebot für junge Menschen bis 25 Jahre. Per WhatsApp oder SMS können diese rund um die Uhr ihre Sorgen im Krisenchat loswerden. Mehr als 40.000 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene tauschten bisher über drei Millionen Nachrichten mit rund 350 qualifizierten Ehrenamtlichen aus. Co-Geschäftsführer Kai Lanz erklärt den Erfolg so: „Wir sprechen die Sprache der jungen Leute, kommunizieren auf Augenhöhe, sind über ihr Lieblingsmedium jederzeit erreichbar, antworten schnell, sind dabei höchst professionell und beziehungsorientiert. Beim Chat ist die Hemmschwelle extrem niedrig, es gibt keine Anmeldung, keine Kosten, keine Wartezeit, man muss keine Nummer wählen und sprechen, sondern hat Zeit, das Anliegen zu formulieren.“ Oft hilft der ressourcenorientierte Chat bereits mit Atemübungen und Stressbewältigung aus der akuten Krise, in schwereren Fällen vermitteln die Expert*innen langfristige Beratungsangebote. Nach Ausbruch des Ukraine-Krieges organisierte Krisenchat zudem viele Helfer*innen, um Kindern und jungen Erwachsenen, die geflüchtet sind, ebenfalls eine professionelle Chatberatung in ihrer Heimatsprache anbieten zu können.

Hier kommen die Sorgen an:
www.krisenchat.de

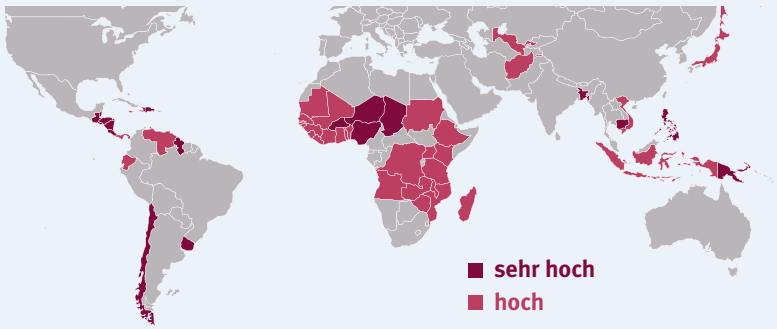
GROSSE WIRKUNG BEI NATUR-KATASTROPHEN

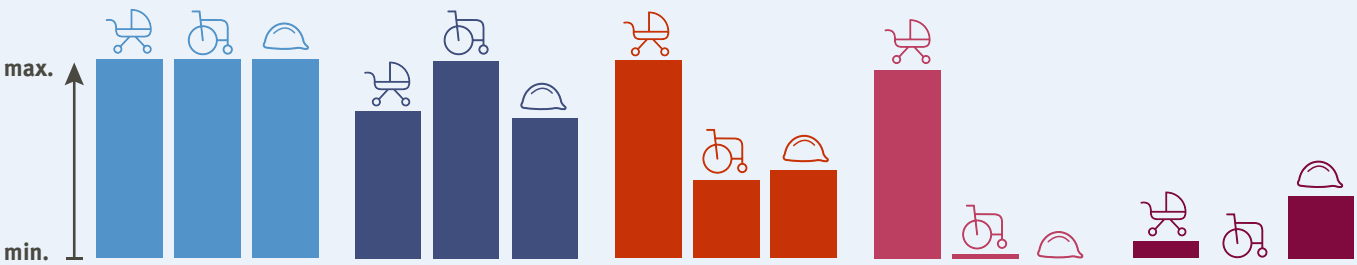
Effektive und umfassende soziale Sicherungssysteme können dazu beitragen, negative individuelle und gesellschaftliche Folgen extremer Naturereignisse zu minimieren. Diese Schutzfunktion ist besonders in Ländern mit hohen Katastrophenrisiken relevant. Der abgebildete Index gibt für 61 der 72 Länder mit hohen bis sehr hohen Werten im Weltrisikoindex-Ranking einen Überblick über die Höhe des Handlungsbedarfs hinsichtlich der Ausweitung sozialer Sicherungsleistungen.

Leistungen der sozialen Sicherung

- Soziale Sicherungspläne für bestimmte Altersgruppen
- Soziale Sicherungspläne für Menschen mit Behinderungen und/oder besonderem Schutzbedarf
- Soziale Sicherungspläne für den Arbeitskontext

Länder mit hohem und sehr hohem Risiko





Handlungsbedarf	Niederlande	Chile	Usbekistan	Tonga	Nigeria
	0,0 sehr gering	18,44 gering	39,33 mittel	68,07 hoch	87,11 sehr hoch
Länder nach Handlungsbedarf	0,00 – 9,52: Brunei Darussalam, Guyana, Japan, Niederlande, Uruguay	9,53 – 37,11: Chile, Costa Rica, Trinidad und Tobago, Vietnam	37,12 – 65,01: Belize, Kap Verde, Dominikanische Republik, Dominica, Ecuador, Eswatini, Fidschi, Kiribati, Panama, Timor-Leste, Usbekistan	65,02 – 86,16: Antigua und Barbuda, Bangladesch, El Salvador, Honduras, Indonesien, Jamaika, Kambodscha, Malaysia, Mosambik, Nicaragua, Philippinen, Salomonen, Sambia, Senegal, Togo, Tonga, Vanuatu, Venezuela	86,17 – 100: Afghanistan, Angola, Äthiopien, Burkina Faso, Demokratische Rep. Kongo, Dschibuti, Elfenbeinküste, Gambia, Ghana, Guatemala, Guinea-Bissau, Haiti, Kamerun, Kenia, Liberia, Malawi, Mali, Niger, Nigeria, Sierra Leone, Simbabwe, Tansania, Uganda

Grafik: Infotext Berlin

„EIN HAPPY END MACHT IMMER MUT“

Kinder- und Jugendbuchautorin **Kirsten Boie** über Kinder, die sich nicht unterkriegen lassen

Das Gespräch führt Birgit-Sara Fabianek

Aktuell sind Sie mit Ihrem Buch „Heul doch nicht, du lebst ja noch“ auf Lesereise. Darin erzählen Sie die Geschichte von drei Jugendlichen im zerbombten Hamburg unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Was hat Sie an der Geschichte interessiert?

Kirsten Boie: Mich hat das Kriegsende interessiert und die Frage: Wie muss es Jugendlichen damals wohl ergangen sein? Als der 75. Jahrestag des Kriegsendes gefeiert wurde, waren die zerbombten Städte wieder überall präsent – genau wie jetzt durch den Krieg in der Ukraine. Ich habe mich dadurch an meine Kindheit erinnert, ich habe selbst noch auf Trümmerfeldern gespielt. Das waren unsere Spielplätze. Deshalb wollte ich die Zeit nach Kriegsende am Beispiel von drei Charakteren erzählen, die unterschiedliche Erfahrungen machen und gemacht haben. Außerdem hat mich schon länger das Gerede von der „Stunde null“ gestört – die es nie gegeben hat. In den Köpfen der Menschen ändert sich nichts von einem Tag auf den anderen, dazu braucht es ganz viele neue Erfahrungen. Auch das spielt eine Rolle im Buch.

Das Buch endet mit den Sätzen „Alles ist anders. Und wer weiß. Vielleicht wird wirklich alles gut.“ Welche Rolle spielt Hoffnung in Geschichten?

Für jüngere Leser*innen will ich auf jeden Fall, dass es am Schluss noch Hoffnung gibt. Wenn die Leser*innen ein bisschen älter werden, kann das Ende auch offenbleiben, das bleibt es hier im Grunde auch, aber Hoffnung muss sein, sodass die Kinder sich ausmalen können: Da wird was Gutes draus. Und ein Happy End macht immer Mut. Wenn es vorher Schwierigkeiten gab und die sind am Ende behoben, dann bestärkt das.

„Es ist wichtig, auch über düstere Verhältnisse unterhaltsam zu schreiben.“

Wie erzählen Sie von Problemen wie Armut?

Es geht ja nicht nur um Armut, sondern um ein völlig anderes Leben. Meine Erfahrung hat gezeigt, dass ich gerade über düstere Lebensverhältnisse nicht nur trostlos schreiben darf, sonst werden diese Bücher weniger gelesen. Mir ist deshalb wichtig, dass die Leser*innen vor allem Sympathie für benachteiligte Kinder entwickeln können. Wenn das funktioniert, weitet sich der Blick auf die Gesellschaft schon ein bisschen. Ich hoffe im Geheimen, dass es vielleicht sogar gelingt, für diese Kinder ein bisschen Bewunde-

„Ich möchte Bewunderung wecken für Kinder, die zu kämpfen haben.“

Wenn es ihr einmal schlecht ging, hat Kirsten Boie in ihrer Kindheit als Trostbücher die Bullerbü-Bände gelesen

Foto: Indra Ohlemutz

rung zu wecken, wenn man liest, wie sie zu kämpfen haben und sich davon nicht unterkriegen lassen. Ich jedenfalls bewundere diese Kinder.

Haben Sie den Eindruck, dass Kindern immer weniger zugetraut wird?

Ja, ich denke, dass Kindern viele Erfahrungen genommen werden, indem man ihnen signalisiert, dass nur schulische Leistungen zählen. Es hilft ihnen, wenn sie das Gefühl haben dürfen, etwas zum Zusammenleben der Familie beitragen zu können und zwischendurch müssen sie sich auch mal wehtun dürfen, das gehört zum Zutrauen auch dazu. Das ist auch die Haltung von Oma Inge in meinen Sommerby-Geschichten. Sie traut Kindern was zu, lässt sie die Hühner füttern, den Tisch abräumen, auch mal alleine spielen und denkt sich, ach, sowas richtig Dramatisches wird ihnen schon nicht passieren.

Sie schreiben gern Heile-Welt-Geschichten, wie etwa die Sommerby-Reihe. Wozu sind diese Geschichten gut?

Gerade durch Erfahrungen wie Corona haben auch wir Erwachsenen gemerkt, wie gut es tun kann, für eine Weile in so eine heile Welt abzutauchen. In meiner Kindheit waren die Bullerbü-Bücher, die ja absolute Idyllen sind und Vorbild für meine Möwenweg-Reihe, absolute Trostbücher gewesen. Wenn es mir schlecht ging, habe ich Bullerbü gelesen, dann ging es mir wieder besser. Bücher, die nur meine eigene Situation widerspiegelten, konnte ich da nicht brauchen. Und ich glaube, das ist auch heute so: Wenn meine Mama gestorben ist, brauche ich als Kind nicht unbedingt eine Geschichte, in der ebenfalls die Mutter stirbt, um zu sehen, dass ich nicht alleine bin und so ein Unglück auch anderen passiert. Ich glaube, dem Kind könnte es helfen, wenn es stattdessen etwas Lustiges liest und etwas Idyllisches. Vielleicht etwas später, wenn es möglich war, diese Situation schon etwas zu verarbeiten, dann kann es auch Bücher lesen, die dieses Erlebte reflektieren. Das ist wie mit einem Beinbruch – da muss der Knochen auch erstmal gestützt und geschient werden, damit er heilen und bevor er wieder belastet werden kann. So ist es mit allen traurigen Dingen, denke ich. Und auch mit diesen Heile-Welt-Büchern. Sie sind wie Schienen.

Kirsten Boie ist eine der renommiertesten deutschen Kinder- und Jugendbuchautorinnen. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises für ihr Gesamtwerk, das Bundesverdienstkreuz und die Hamburger Ehrenbürgerwürde. Kirsten Boie engagiert sich in vielen Projekten, die meisten haben mit Kindern zu tun. In Deutschland setzt sie sich vor allem für die Leseförderung und Sprachförderung in Kitas und Grundschulen ein.

DAS PRINZIP

HOFFNUNG

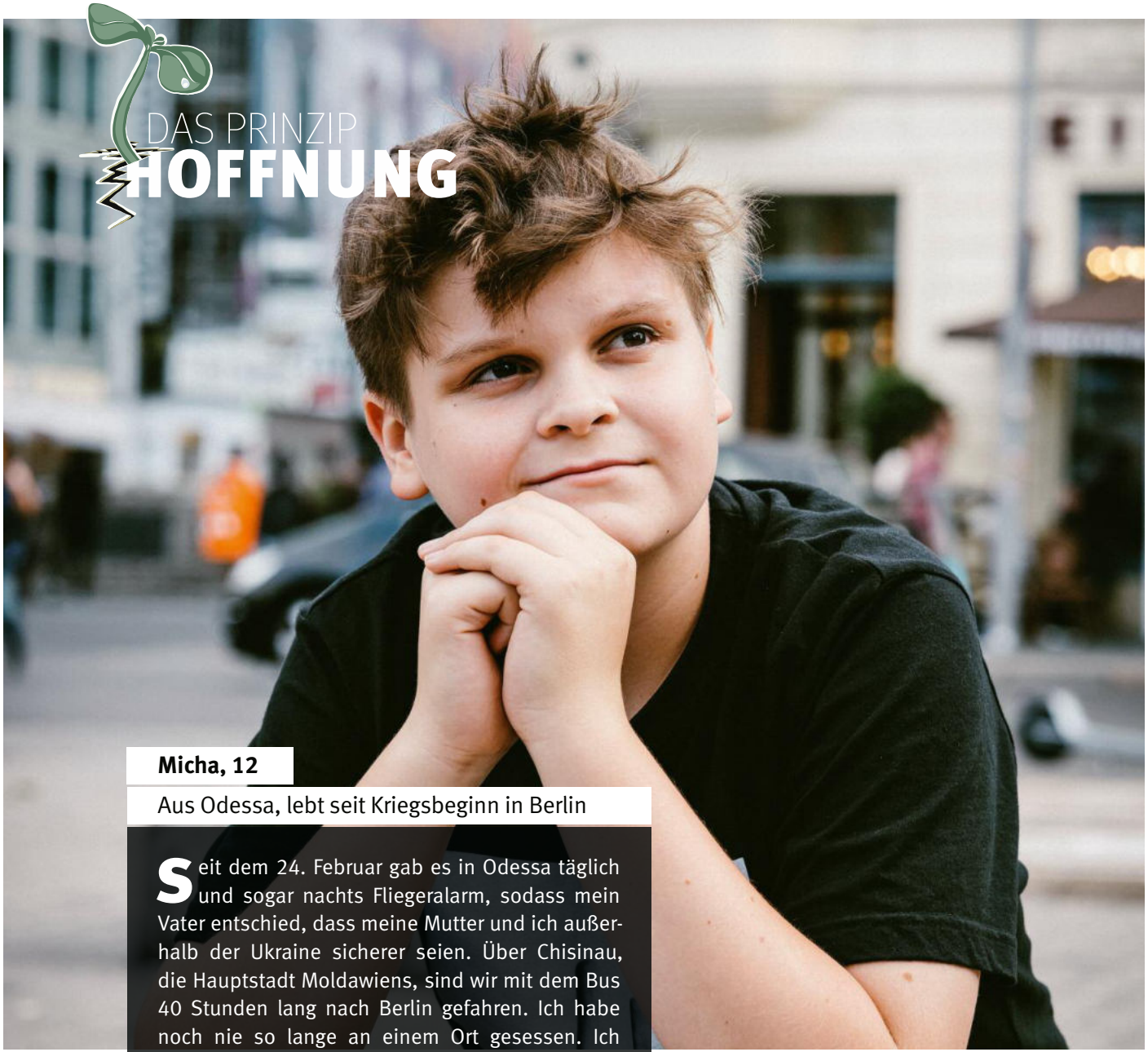


Foto: Kathrin Harms

Micha, 12

Aus Odessa, lebt seit Kriegsbeginn in Berlin

Seit dem 24. Februar gab es in Odessa täglich und sogar nachts Fliegeralarm, sodass mein Vater entschied, dass meine Mutter und ich außerhalb der Ukraine sicherer seien. Über Chisinau, die Hauptstadt Moldawiens, sind wir mit dem Bus 40 Stunden lang nach Berlin gefahren. Ich habe noch nie so lange an einem Ort gesessen. Ich mochte Berlin vom ersten Tag an. Eine gastfreundliche deutsche Familie hat uns in ihrem Haus aufgenommen. Mittlerweile wohnen wir aber in einer eigenen Wohnung. Ich hoffe, dass es in der Ukraine bald wieder Frieden gibt und wir noch dieses Jahr nach Odessa zurückkehren. Ich will meinen Vater und meine Großeltern endlich wiedersehen. Irgendwann möchte ich wieder nach Berlin zurückkehren und alle meine Freunde hier treffen. Und vielleicht kann ich ja dann in Berlin studieren.

Protokoll: Cosima Jagow-Duda
ursprünglich für Hirschberg-Magazin

„Es ist alles sehr schön hier, aber ich vermisse Odessa, meinen Papa und meinen Kater Thomas sehr.“

DIE MUTIGEN TÖCHTER AFGHANISTANS

In einem provisorischen Gebäude in Kabul werden in einer geheimen Schule Mädchen der 7. und 8. Klasse unterrichtet

In einigen Gegenden Afghanistans ist Bildung für Mädchen und Frauen weiterhin möglich, entgegen westlicher Wahrnehmung. Denn es gibt Spielräume, die sich unter den Taliban bieten: Hilfsorganisationen nutzen sie – und Afghaninnen finden sich mit den Einschränkungen nicht ab.

Text von Elisa Rheinheimer | Fotos von Daniel Pilar

Mädchen, die in Tränen ausbrechen, geschlossene Schulen, verzweifelte Lehrerinnen: Diese Bilder gingen um die Welt, als die Taliban Ende März nicht wie angekündigt die Sekundarstufen für Schülerinnen wieder öffneten. Stattdessen verlängerten sie die Anordnung, dass Afghaninnen nur bis zum 12. Lebensjahr am Unterricht teilnehmen sollen. Rund 850.000 Mädchen dürfen am Hindukusch laut einer Analyse von Save the Children und UNICEF keine weiterführenden Schulen mehr besuchen. Das sind die offiziellen Zahlen – jene, die zum Klischeebild der Deutschen von Afghanistan passen. Reinhard Erös regt sich über diese Berichterstattung auf. Der Entwicklungshelfer und ehemalige Oberstarzt der Bundeswehr kennt Afghanistan; seit über 40 Jahren ist er in dem Land tätig. Er hat andere Erfahrungen gemacht: Mit seiner Initiative „Kinderhilfe Afghanistan“ hat er in den letzten 20 Jahren 30 Schulen in von Taliban dominierten Provinzen gebaut – mit Zustimmung und Unterstützung der Mullahs. Erös ist mit seiner Hilfsorganisation im Osten des Landes aktiv, in der Provinz Laghman. „In allen unseren Mädchenschulen gehen die Mädchen weiterhin bis zur 12. Klasse täglich zum Unterricht. Auch die Ausbildung in unseren Computerklassen, an unseren Berufsschulen und an der Uni verläuft ungestört“, berichtet er. „Ich kann nur für Laghman sprechen“, sagt Erös, „aber dort hat sich die Situation sogar verbessert seit der Machtübernahme der Taliban. Weil die Mädchen auf dem Schulweg keine Angst mehr haben müssen vor den Drohnen und Granaten der Amerikaner. In den vergangenen 18 Jahren sind durch amerikanische Luftangriffe etwa 100 meiner Schüler*innen getötet worden und fünfmal so viele Eltern.“

95 Prozent der Bevölkerung hat nicht genug zu essen

Nach eigenen Angaben ist Erös der größte private Schulbetreiber in Afghanistan – mit guten Kontakten zu lokalen Stammesältesten und hochrangigen Talibanführern. Rund 65.000 Kinder besuchen seine Schulen, um die 1.600 afghanische Mitarbeiter*innen beschäftigt er, darunter zwei Drittel Frauen – nach wie vor. Die Probleme lägen woanders, meint Erös, etwa in der dramatischen Hungersnot, über die viel zu wenig berichtet werde, und in dem Mangel an Schulen und Lehrkräften.

Was Erös erzählt, deckt sich mit den Erfahrungen von Misereor. „95 Prozent der Bevölkerung hat nicht genug zu essen“, sagt Anna Dirksmeier, Afghanistan-Länderreferentin des Hilfswerks. „Wie leistungsfähig können Schülerinnen und Schüler da noch sein, wie konzentriert im Unterricht?“ In Bezug auf Bildungsangebote berichtet sie ähnlich Positives wie Erös: „Unsere Frauenzentren laufen weiter.“ Misere-

Frauen auf der Straße im Stadtteil Shur Bazar in Kabul. Die Kleidervorschriften werden streng überwacht.

Es gibt noch Bildungsmöglichkeiten für Mädchen: Schulunterricht im Dorf Alisha in der Provinz Wardak

or betreibt mit seinen Partnerorganisationen Nachhilfezentren, Berufsschulen und Fortbildungen für Lehrerinnen staatlicher Schulen. „All diese Angebote sind explizit auch für Mädchen und Frauen, und das wird von den Taliban toleriert“, sagt sie. Probleme sieht Dirksmeier vor allem in der Vorgabe, dass Mädchen nur von Frauen unterrichtet werden dürfen. „Es ist zum Beispiel im IT-Bereich gar nicht leicht, genügend qualifizierte Lehrerinnen zu finden.“ Ganz so wie früher sei es also nicht, aber die Partner*innen vor Ort hätten es geschafft, die vorhandenen Spielräume zu nutzen. So seien etwa im Norden Afghanistans Taliban in die von Misereor unterstützten Bildungszentren gekommen, um zu überprüfen, ob Mädchen und Jungen separat unterrichtet oder zumindest durch einen Vorhang voneinander getrennt werden. Seien diese Umstände erfüllt, könnten die Zentren aber weiterlaufen.

Ist also alles gut in Afghanistan? Natürlich nicht. Hört man Frauen wie Raziya Habibi zu, die 2015 von Afghanistan nach Deutschland geflüchtet ist, ergibt sich ein völlig anderes Bild. Der Großteil von Habibis Familie lebt in Afghanistan. „Wir haben jeden Tag Kontakt und ich frage sie, ob die Schulen wieder auf sind. Aber da passiert gar nichts“, erzählt die Anfangdreißigjährige. Die Bedingungen der Taliban für den Schulbesuch seien hart: Selbst kleine Mädchen dürften nur verschleiert in die Schule gehen. „Viele Kinder wollen das nicht. Meine zehnjährige Nichte geht in die 4. Klasse und ist zusammen mit einigen Freundinnen so zum Unterricht gegangen wie früher: Mit Schuluniform und Kopftuch. Die Taliban haben die Kinder zur Strafe mit Ruten verprügelt. Als Frau darfst du in Afghanistan nur noch atmen, mehr nicht.“

Selbst junge Mädchen dürften nur vollverschleiert in die Schule gehen, sonst drohen Schwierigkeiten

95 Prozent der Bevölkerung hat nicht genug zu essen. Das hat auch Einfluss auf die Leistungsfähigkeit in der Schule.

Wie passen diese widersprüchlichen Erfahrungen zusammen? Beim Versuch, die Puzzleteile zusammenzufügen, ergibt sich folgendes Bild: Für gebildete, westlich orientierte Afghaninnen wie Raziya Habibi und ihre Freundinnen ist die Lage brandgefährlich, besonders für Journalistinnen, Anwältinnen, Politikerinnen und Menschenrechtlerinnen. Mit gutem Grund sind viele von ihnen ins Ausland geflohen oder warten verzweifelt auf eine Chance, das Land zu verlassen. „Ihre Gefährdung darf nicht schöngeredet werden", betont Dirksmeier.

In den großen Städten Afghanistans, wo diese kleine Elite überwiegend lebt, sind die Schulen für Mädchen weitestgehend geschlossen, es geht extrem restriktiv zu. Anders ist es hingegen auf dem Land. Das bestätigt auch Habibi: „Auf dem Land sind die Taliban häufig die Bewohner, und sie wollen selbst, dass ihre Kinder zur Schule gehen", erklärt sie. „Die größten Probleme haben Frauen in Kabul", ergänzt Dirksmeier. „Das liegt daran, dass die Stadt von den Taliban leicht zu kontrollieren ist. Die Hardliner, die die Regierung bilden, sitzen dort. Die Hauptstadt ist immer auch eine Visitenkarte der Führung nach außen." Hier zeigen die Taliban, dass sie alles anders machen als die Vorgängerregierung – und beim Thema Bildung für Frauen statuieren sie ein Exempel. Diese Praxis ist bisweilen tödlich. Habibi erzählt von einer früheren Nachbarin, die Demonstrationen für die Bildung von Frauen veranstaltet hat. „Die Taliban haben ihr eine Affäre unterstellt. Sie wurde auf der Straße brutal hingerichtet."

Jedes Land braucht gebildete Männer und Frauen

Umso bewundernswerter ist es, welche Stärke die Afghaninnen tagtäglich aufbringen: Die Mädchen, die trotz Schlägen zur Schule gehen oder heimlich in Hinterhöfen unterrichtet werden. Die Frauen, die für ihr Recht auf Bildung auf die Straßen gehen. Die Lehrerinnen, die – zum Teil ohne Bezahlung – weiter unterrichten. „Es ist dem Mut vieler Frauen zu verdanken, dass es weiterläuft", sagt Anna

Können sie die Entwicklung in Afghanistan komplett zurückdrehen? Checkpoint der Taliban in Kandahar.

In manchen Regionen Afghanistans ist die Arbeit weiterhin möglich, wenn auch mit Einschränkungen

Dirksmeier und nennt ein Beispiel: Offiziell brauchen Frauen männliche Begleitung, wenn sie das Haus verlassen. Also entstand bei einer ihrer Partnerorganisationen die Idee, Bus- oder Rikschadienste zur Abholung einzuführen, damit die Frauen weiterhin die Berufsbildungszentren aufsuchen können. „Aber die Frauen bestanden darauf, wie früher zu Fuß dorthin zu gehen – alleine. Und das tun sie, allen Anweisungen der Taliban zum Trotz." Erstaunlicherweise werde das akzeptiert.

Anna Dirksmeier zieht deshalb ebenso wie Reinhard Erös den Schluss: In manchen Regionen Afghanistans gibt es noch Bildungsmöglichkeiten für Frauen. „Die Darstellung westlicher Medien, dass Mädchen und Frauen dort gar keine Chance mehr hätten, stimmt so pauschal nicht", sagt Dirksmeier. „In unseren Partnerregionen ist die Arbeit weiterhin möglich, allerdings mit deutlichen Einschränkungen. Und die Angst, dass die wenigen Spielräume beschnitten werden könnten, schwingt immer mit." Ohne die Situation unter den Taliban insbesondere für die weitgehend entmündigten Mädchen und Frauen verharmlosen zu wollen, muss auch die Geschichte der kreativ verteidigten Spielräume erzählt werden – eine Geschichte von Mut, Durchhaltewillen und der leisen Hoffnung, dass sich das Rad in Afghanistan nicht ganz zurückdrehen lässt. ●

Daniel Pilar lebt und arbeitet als Dokumentarfotograf in Hannover für Zeitungen, Magazine, Organisationen und Stiftungen. Sein Hauptaugenmerk liegt dabei auf der Porträt- und Reportage-Fotografie. Seine Arbeiten sind unter anderem in F.A.Z-Magazin, DIE ZEIT, DER SPIEGEL, Le Monde, Neue Zürcher Zeitung, Newsweek, stern und The Washington Times zu finden.

interview.

Online-Universität für Afghanistan

Drei Fragen an **Kambiz Ghawami,** Geschäftsführer des deutschen Komitees des World University Service

1 Sie wollen afghanischen Frauen und Männern die Möglichkeit bieten, digital zu studieren. Wie soll das funktionieren?

Kambiz Ghawami: Vor einem halben Jahr haben afghanische Wissenschaftler*innen im Exil und der World University Service den Aufbau einer Online-Universität beschlossen. Junge Afghaninnen und Afghanen können dort digital studieren; die Lehrkräfte werden in erster Linie afghanische Wissenschaftlerinnen sein, sodass diese eine Chance haben, ihren Beruf weiter auszuüben. Für einen anerkannten Doppelabschluss arbeiten wir mit Partneruniversitäten zusammen.

2 Stellt ein fehlender Internetzugang in Afghanistan nicht eine unüberwindbare Hürde dar?

Abgesehen von der vielerorts mangelnden Stromversorgung werden die Taliban von chinesischen Firmen zu Internetsperren und Zensur beraten. Wir arbeiten wiederum mit der chinesischen Zivilgesellschaft zusammen, die weiß, wie Zensur sich kreativ umgehen lässt. Unser Programm richtet sich zudem an Afghan*innen im Exil. Die Internetverbindung in den Flüchtlingslagern der Nachbarländer ist recht stabil.

3 Wann wird der Studienbetrieb aufgenommen?

Wir hoffen, noch in diesem Jahr starten zu können. Wir planen 5.000 Studienplätze ein, für die wir 30 Millionen Euro im Jahr benötigen. 5.000 Studienplätze an einer regulären deutschen Universität sind deutlich teurer. Zur Finanzierung führen wir Gespräche mit der EU-Kommission und hoffen, dass auch die Bundesregierung ausreichend Mittel bereitstellt. ●

Foto: World University Service

Maimouna Samaké, als Kind Opfer von weiblicher Genitalverstümmelung, setzt sich heute für Aufklärung ein

AGNES EINSAMER KAMPF

EIN LEBEN FÜR MALIS MÄDCHEN

Mali gehört zu den letzten afrikanischen Ländern, in denen weibliche Genitalverstümmelung nicht verboten ist. Die Aktivistin **Agnès Niaré** kämpft mit ihrer Organisation „Tagnè“ trotz aller Widerstände gegen die tabuisierte Tradition an – und überzeugt ein Dorf nach dem anderen.

Text von Christian Putsch | Fotos von Annie Risemberg

Agnès Niaré, Gründerin und Direktorin von Tagné, kämpft seit Jahrzehnten gegen weibliche Genitalverstümmelung

Kati – Die Eltern sind weg, bei der Arbeit, als die Nachbarin rüberkommt. Sie solle mitkommen, sagt sie zu Maimouna Samaké. Das Mädchen, 12 Jahre alt, gehorcht – und folgt der Familienfreundin. Erst als sie an einem kleinen Haus einige Straßen weiter ankommen, realisiert sie die Situation. Hier wohnt eine „Practicienne“. Eine Frau, die ihren Lebensunterhalt mit weiblicher Genitalverstümmelung bestreitet.

Es folgt ein Martyrium im Badezimmer. Vier Frauen drücken Samaké auf den Betonboden, während die Practicienne ihr Handwerk verrichtet. Ohne Schmerzmittel. Das Messer ist weder scharf noch steril, lediglich mit Seife gereinigt. Minuten vergehen, vielleicht zehn, vielleicht 20, der Schmerz betäubt jedes Zeitgefühl. Schreie. Dann verlässt eine der Frauen das Zimmer, nimmt die abgeschnittene Klitoris mit. Eine andere streut schwarzes Pulver auf die Wunde, die zerstäubten Pflanzen stoppen die Blutung. Gehen kann das Mädchen nicht. In einer Schubkarre bringt die Nachbarin das Kind zur Oma.

Mehr als zwei Jahrzehnte sind vergangen seit diesem Trauma in Kati, einer Stadt im Süden Malis. Samaké ist inzwischen 34 Jahre alt, hochgewachsen und selbstbewusst, buntes Kleid. Sie sitzt nur wenige Straßen von dem Ort des Schmerzes entfernt – im Büro der von Misereor unterstützten Hilfsorganisation „Tagnè“, die sich für ein Ende dieser brutalen Praxis einsetzt. Denn Mali ist eines der letzten afrikanischen Länder, in dem sie noch legal ist. 200 Millionen Mädchen und Frauen sind nach UN-Angaben weltweit betroffen, in kaum einem anderen Land ist sie so verbreitet wie in Mali: Dort bleibt nur jede zehnte Frau verschont von der Beschneidung der weiblichen Genitalien, wie die Tradition fast beschönigend auch genannt wird. Meistens findet sie im Säuglingsalter statt, selten nach dem 15. Lebensjahr.

Die meisten Mädchen sind verstümmelt, aber sie sprechen nicht darüber

So üblich die Genitalverstümmelung hier auch ist – sie bleibt ein Tabu, nur selten wird sie von einer Zeremonie be-

Fatoumata Bagayoko kreiert in Bamako als Tänzerin und Aktivistin Stücke zur Aufklärung über Genitalverstümmelung

„Ich werde nicht ruhen, bis es in Mali keine Genitalverstümmelungen mehr gibt“

gleitet. Und so weiß Samaké nicht, welche ihrer Freundinnen ebenfalls verstümmelt sind. Wahrscheinlich die meisten, aber sie sprechen nicht darüber. Genau deshalb ist Samaké hier. Sie will reden. Im Interview mit „frings“. Bei Dorfversammlungen. In Schulen. Kurz: ein Bewusstsein für die Gefahren wecken. „Das muss aufhören“, sagt sie.

Der Fall der Tagnè-Aktivistin ist besonders grausam, weil die Tradition gegen den Willen der Eltern vollzogen wurde – ein ungewöhnlicher Vorgang. Ihre Mutter ging zur Polizei, doch die Nachbarin blieb ungestraft. Verwandte hatten zu ihrem Gunsten interveniert. Sie habe ja keine bösen Absichten gehabt, so die einhellige Meinung. „Andere Kinder hätten dich gehänselt“, hat sich die Frau gegenüber Samaké gerechtfertigt. Es gehöre sich nun mal so, dass Mädchen beschnitten sind.

Letztlich aber ist die Gefahr für alle von Genitalverstümmelung betroffenen Frauen hoch. Schon bei dem Prozedere selbst kommt es bisweilen zu Infektionen, die manchmal sogar zum Tod führen. Langfristige Komplikationen sind sogar traurige Normalität, erzählt Sissoko Modi, ein Arzt im Krankenhaus von Kati. Täglich behandelt er Frauen wegen Problemen beim Urinieren oder der Menstruation, vaginalen Fisteln und anderen Beschwerden nach Schwangerschaften.

Agnès Niaré kämpft seit Jahrzehnten gegen diese irrsinnige Tradition an. Mit neun war sie selbst verstümmelt worden. Sie solle nicht weinen, hatten ihr die Verwandten da-

Seit sechs Jahren ist in Gôrô kein Mädchen mehr verstümmelt worden

Tenimba Coulibaly von Tagné beim Beuch des Dorfs Gôrô, in dem Genitalverstümmelung mittlerweile verboten ist

mals gesagt, Tapferkeit beweisen. Niarè schrie drei Tage lang. Danach aber akzeptierte sie ihr Schicksal und das der unzähligen anderen Frauen schweigend. „Ich dachte, das ist halt Teil des Lebens“, sagt die charismatische Frau. Erst als eine Schwester ihr Bilder von Patientinnen zeigt, beschließt sie aktiv zu werden. Und gründet „Tagnè“.

Seit dem Jahr 2000 bestreitet sie diese Herkulesaufgabe gegen alle Widerstände. Anfangs hatte sie nur wenige Frauen an ihrer Seite. Niaré sprach im Radio über die Verstümmelungen. Eine Live-Sendung. Als sie das Gebäude verlassen wollte, hatte sich dort ein Dutzend aufgebrachter Frauen versammelt. Wie sie es wagen könne, die Tradition infrage zu stellen. Erst als die Polizei kam, konnte die resolute Aktivistin nach Hause gehen.

Inzwischen bleiben immerhin derartige Feindseligkeiten die Ausnahme. Die Organisation ist auf 56 Mitarbeiter*innen angewachsen und übt Druck auf Politiker aus, bringt verletzte Frauen und Mädchen zu Spezialisten*innen, zeigt

Mit anschaulichen Modellen aus Holz verdeutlichet Tagné bei den Feldbesuchen die Folgen von Genitalverstümmelung

Filme und Theaterstücke zum Thema, produziert Radioprogramme. „Ich werde nicht ruhen, bis es in Mali keine Genitalverstümmelungen mehr gibt“, sagt Niaré. Sie ist jetzt 60 und wird diesen Tag noch erleben, da glaubt sie fest dran: „Mit großer gemeinsamer Anstrengung schaffen wir das in zehn Jahren.“ Sie ist eine Optimistin.

Doch in Teilen der Städte Kati und Bamako ist das tatsächlich gelungen. Auch in 54 Dörfern wurden entsprechende Vereinbarungen erzielt. Es gibt weitere Organisationen in diesem Bereich, insgesamt haben 200 malische Dörfer offiziell von der Praxis Abstand genommen. Ein Erfolg. Doch in Mali gibt es 12.000 Dörfer, über die Hälfte der Bevölkerung lebt in ländlichen Gegenden. „Wenn ich könnte, würde ich in jedes einzelne Dorf Leute schicken“, sagt Niaré.

Das kann sie natürlich nicht, aber jede Siedlung zählt. Eine halbe Stunde Fahrt ist es von Kati in das Dorf Gôrô. Als die Tagnè-Leute hier vor zehn Jahren mit der Arbeit begannen, benutzten sie das Wort Verstümmelung nicht. Erst einmal Vertrauen aufbauen, Gelegenheiten zu Gesprächen schaffen – und sei es bei einem Fußballturnier. Man redete allgemein über die Gesundheit von Frauen, be-sonders bei Schwangerschaften. Nach ein paar Monaten sprachen die Frauen dann unaufgefordert über die Folgen der Verstümmelungen. Noch ein Jahr verging, da drängten sie die Männer zu einer Debatte. Es waren hitzige Gespräche, mit Widerstand von Traditionalisten*innen. Am Ende, vier Jahre nach dem ersten Kontakt mit der Organisation, unterschrieben die Dorfvorsteher die Vereinbarung zur Abschaffung.

Ein zähes Unterfangen. Doch seit sechs Jahren ist in Gôrô kein Mädchen mehr verstümmelt worden – und so blieben die zuletzt geborenen Babies in der Großfamilie Coulibaly

Zwischen Tradition und Selbstbestimmung: Malis Frauen und Mädchen haben noch einen langen Weg zu gehen.

verschont. Drei Generationen leben in neun aus Lehm und Ziegelsteinen errichteten Hütten. Familienoberhaupt Niamanto, 85, mit seiner Frau Tenimba, 65, dazu die vier Söhne mit ihren Frauen und 13 Kindern. Zwei der Frauen wurden schon im Alter von 15 Jahren verheiratet. Eine für Mali durchaus repräsentative Familie.

Sie seien alle für die Beendigung der Praxis gewesen, sagt Tenimba. Zwar wisse sie von keinen schweren Komplikationen bei Familienmitgliedern, die „beschnitten" seien. Aber eine Nachbarin habe schwer unter Geburtsfisteln gelitten, das Baby starb. Im Dorf war das ein Tabu. Das änderte sich erst, als die Tagnè-Aktivisten*innen Fotos von derartigen Fällen zeigten. „Wir wissen nicht, warum in Gôrô überhaupt beschnitten wurde", sagt Tenimba heute, „wir wissen nur, dass es schon immer so war."

Erst soll sich das Verhalten ändern, dann die Gesetze

In dem zu 95 Prozent von Muslimen*innen bewohnten Mali hört man das immer wieder. Eine in Kati verbreitete Theorie zum Ursprung ist, dass sich vor Jahrhunderten Krieger der Treue ihrer Frauen versichern wollten, wenn sie in den Krieg zogen. Schließlich reduziere die Prozedur das sexuelle Verlangen. Auch die Katholikin Niaré betont, dass es sich um eine kulturell bedingte Tradition handele. Im Koran sei davon keine Rede, mit dem Islam habe das nichts zu tun.

Doch das ist umstritten. So wird in sunnitischen Hadith-Sammlungen über die Beschneidung von Frauen referiert. Teile der schafiitischen Rechtsschule sehen sie deshalb als verpflichtend an. In Asien wird die weibliche Genitalverstümmelung fast ausschließlich in islamischen Ländern praktiziert.

Und in Mali glauben laut einer UNICEF-Umfrage geschlechterübergreifend drei von vier Muslimen*innen, dass Genitalverstümmelungen von ihrer Religion vorgeschrieben sei. Zudem ist bekannt, dass die überfälligen Gesetze auch von einflussreichen Imamen blockiert werden. Im Jahr 2018 protestierten sie, als das Bildungsministerium ein Programm zur Integration von Sexualkunde in den Lehrplan aufnehmen wollte. Es wurde zurückgezogen.

Die engagierte Hilfsorganisation stößt in die wenigen Lücken, die diese Konstellation bietet. Zwar taucht die Genitalverstümmelung nicht im Lehrplan auf, dafür arbeiten die medizinisch geschulten Tagnè-Experten mit einer staatlichen Bildungsreinrichtung für Lehrer*innen zusammen.

Dort erzählt ein Lehrer, er denke sich im Mathematikunterricht Rechenaufgaben aus, die das Thema aufgreifen. Im Sinne von: „Hawa war zwei Jahre alt, als sie beschnitten wurde, mit 16 heiratete sie. Wie viel Zeit ist vergangen?" Daraus entstünden dann die so wichtigen Diskussionen.

Malis Regierung fährt bei dem Thema einen widersprüchlichen Kurs. Zwar ist die Verstümmelung trotz der Unterzeichnung entsprechender UN-Konventionen nicht kriminalisiert, aber sie darf nicht mehr in Kliniken vollzogen werden. Damit, so die Logik von Malis Gesundheitsministerium, will man die Abschaffung der Praxis behutsam vorbereiten. Erst soll sich das Verhalten ändern, dann die Gesetze.

Am Stadtrand von Kati lebt eine alte Frau, die aus eigener Erfahrung weiß, dass dieser Ansatz nicht funktionieren kann. Aissata Cissé, 65, hat über 200 Mädchen beschnitten. Tagnè hat sie und Dutzende andere „Practiciennes" zum Ausstieg aus dem Gewerbe überredet und hilft bei Umschulungen.

Cissé ist ausgebildete Krankenschwester, verwendete sterile Geräte und Betäubungsmittel. „Ich dachte, ich tue etwas Gutes, weil die Prozedur mit meinem Wissen immerhin sicher war", sagt sie, „es gab keine Unfälle."

Zumindest nicht unmittelbar. Erst durch die Hilfsorganisation erfuhr sie vom vollen Ausmaß der Langzeitfolgen. Sie hörte auf. Ihr Gewissen plagt die Frau auch Jahre später noch. „Wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte, würde ich das nicht mehr tun."

Christian Putsch berichtet seit dem Jahr 2009 mit Schreibblock und Kamera über Afrika. Er lebt als freier Korrespondent in Kapstadt/Südafrika und arbeitet unter anderem für die Welt-Gruppe aber auch die NZZ. Dafür hat ihn seine Reise bislang in rund 30 Länder des Kontinents geführt, wo er neben Print auch Hörfunk und Video-Produktionen bedient hat.

DAS PRINZIP HOFFNUNG

Foto: Christian Putsch

Souleymane Traoré, 40

Studierter Wirtschaftswissenschaftler in Mali

Viele Akademiker in Mali müssen weniger qualifizierte Jobs annehmen oder ohne Zugang zu Bankkrediten eine Existenz gründen. Ich habe vor fünf Jahren einen Laden aufgemacht und verkaufe Lebensmittel und Kleidung. In den letzten drei Jahren sind die Lebensmittelpreise in Mali aber so stark wie nie zuvor gestiegen. Mein Einkommen ist seitdem um zwei Drittel geschrumpft. Vor der Krise habe ich meine Waren von den Großhändlern auf Kredit gestellt bekommen. Das erlauben sie nun nicht mehr. Doch darauf beruhte auch mein jetziges Geschäftsmodell. Denn auch ich gebe Straßenhändlern Waren ebenfalls auf Kreditbasis und verdiene anteilig an deren Verkäufen. Ich versuche das so lange wie möglich aufrechtzuerhalten, auch wenn ich meine Waren im Voraus bezahlen muss. Ein Risiko ist das. Aber nur so kann ich die Abwärtsspirale unterbrechen.

Protokoll: Christian Putsch

„Wir müssen improvisieren und oft aus dem Nichts einen Lebensunterhalt schaffen.“

„ES WAR IMMER KLAR, DASS WIR WEITERMACHEN“

Die Menschenrechtlerin **Marthe Wandou** über die mangelnden Rechte von Mädchen und Frauen im Norden Kameruns und dazu, warum sich ihre Situation dringend ändern muss

Das Gespräch führt Katrin Gänsler | Fotos von Kathrin Harms

Was bedeutet es, im Norden Kameruns Frau zu sein?
Marthe Wandou: Als Frau ist man nichts. Man ist niemand innerhalb der eigenen Familie, niemand in der Familie, in die man einheiraten wird. Man muss das machen, was alle anderen wollen.

Allerdings konnten Sie der Situation entkommen. Sie haben Jura studiert.
Meine Eltern haben meinen Geschwistern und mir den Schulbesuch ermöglicht. Auch bin ich viel in Kontakt mit anderen Menschen gekommen. Durch mein Studium entstand der Plan, etwas zu verändern, damit die Frauen in Kamerun in Zukunft nicht das gleiche durchmachen müssen, wie so viele bisher.

Gab es Verständnis dafür, dass Sie mit einem abgeschlossenen Jura-Studium in die Frauenrechtsarbeit gehen?
Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Druck es gab. Ich war die erste in meiner Familie, die Jura studiert hatte. Man fragte immerzu, warum ich nicht in den Staatsdienst gehe. Die Arbeit für eine Nichtregierungsorganisation sei doch nicht von Dauer. Ehrlicherweise habe ich mich zweimal für den Staatsdienst beworben, wurde aber nicht genommen. Als ich bei einer NGO anfangen konnte, wusste ich: jetzt oder nie. Etwas anderes hat mich nie wieder interessiert.

Seit Gründung der Organisation kämpfen Sie gegen die Kinderehe. Haben Sie selbst erlebt, wie Freundinnen als Minderjährige verheiratet wurden?
Es war normal, dass Mädchen im Alter von 13 oder 14 Jahren verheiratet wurden. Das ist auch einigen meiner Freundinnen passiert. Sie waren sehr intelligent. Ich bedauere bis heute, dass niemand eingegriffen hat. Heute wären sie in Schlüsselpositionen. Wir haben aber nie darüber gesprochen. Wir wussten: Das Schicksal der Frauen hängt von anderen ab.

Hat sich die Situation heute gebessert?
Bis heute wird jedes dritte Mädchen vor seinem 18. Geburtstag verheiratet. Tradition und Kultur sind schwierig zu ändern. Es sind auch nicht nur die Ungebildeten, die daran festhalten. Auch gebildete Männer finden Vergnügen daran, ganz junge Mädchen zu heiraten. Es gibt noch eine andere Praxis: Wenn jemand ein junges Mädchen vergewaltigt hat, muss der Täter es zur Strafe heiraten. Auch mit der Religion wird argumentiert: Es heißt, dass ein Mädchen seine erste Menstruation nicht im Elternhaus haben darf. Das gilt als Schande für die Familie.

Ist es denn legal, eine Minderjährige zu heiraten?
In Kamerun darf keine religiöse Heirat vor der standesamtlichen geschlossen werden. Für Muslime ist die religiöse Heirat aber viel wichtiger. Alles findet informell statt. Es ist für den Staat schwierig einzugreifen. Niemand überprüft etwas. Es gibt aber ein Gesetz

Bis heute wird in Kamerun jedes dritte Mädchen vor seinem 18. Geburtstag verheiratet

aus dem Jahr 1981, auf das man sich noch immer beruft: Darin heißt es, dass das Mädchen mindestens 15, der Junge mindestens 18 Jahre alt sein muss.

Es ist also schwierig, ein Umdenken herbeizuführen.
Es braucht viel Zeit. Wir sprechen viel mit religiösen Meinungsführern. Sie können mit Eltern sprechen und auch eine Heirat verweigern.

Ihre Organisation arbeitet auch mit Mädchen und Frauen, die sexuell missbraucht und vergewaltigt wurden. Was bedeutet das für die Opfer?
Über Mädchen, die sexuell missbraucht wurden, heißt es: Sie haben der Familie Unglück gebracht. Sie werden überhaupt nicht als Opfer angesehen. Die Familie schweigt, weil sie nicht will, dass das Mädchen die Chance auf einen Ehemann verliert. Auch soll verhindert werden, dass der Vorfall zum Gesprächsthema wird.

Im Laufe der Jahrzehnte haben Sie viele Schicksale von Frauen gesehen. Was hat Sie besonders geprägt?
Nach meinem Studium habe ich für eine Entwicklungsorganisation gearbeitet und schnell gemerkt, dass Frauen so gut wie keine Entscheidungen treffen dürfen. Sie gehen nicht wählen und denken stattdessen: Mein Mann entscheidet für mich oder mein Bruder oder mein Vater. Ich habe mich gefragt: Wie kann man sein ganzes Leben lang so abhängig von der Entscheidung anderer sein?

Wenn Sie das ständig im Alltag erleben, müssen Sie manchmal sehr frustriert sein.
Wir erleben Frustration, aber auch die Traumatisierung der anderen. Manchmal denkt man: Dinge ändern sich. Dann hat man wieder den Eindruck, dass Menschen sogar noch gewalttätiger werden. Wenn man sich für eine solche Arbeit entscheidet, muss man auch die Konsequenzen durchleben.

Welche zusätzlichen Herausforderungen gibt es neben der prekären Sicherheitslage?
Der Klimawandel hat einen großen negativen Einfluss auf die Region. Es gibt einen Kampf um Ressourcen. Es gibt mehr als eine Viertelmillion Binnenvertriebene. Dazu kommen Flüchtlinge aus den Nachbarländern. Auch kehren jetzt jene Personen zurück, die als Anhänger von Boko Haram galten. Alle diese Gruppen brauchen Unterstützung. Vor allem braucht es Bildung.

In West- und Zentralafrika verüben Terrorgruppen wie Boko Haram Anschläge. Bewaffnete Gruppen destabilisieren die Region. Welche Lösungsansätze haben Sie?
Lokale Initiativen sind wichtig. Ein Ansatz ist es, Menschen auszubilden, die bei Konflikten in ihren Dörfern vermitteln. Auf nationaler Ebene haben wir Frauen, die wir in Führungspositionen für Frieden und Sicherheit arbeiten, einen Zusammenschluss gegründet. Wir setzen uns für ein friedliches Zusammenleben ein. Gewalt löst keine Probleme. Auch die Staaten haben verstanden: Militärische Ansätze alleine reichen nicht aus. Stattdessen müssen die Ursachen für Konflikte analysiert und bekämpft werden.

Marthe Wandou ist Frauenrechtsaktivistin, Trägerin des Alternativen Nobelpreises und hat 1998 die Organisation „Action Locale pour un Développement Participatif et Autogéré“ (ALDEPA) gegründet. Sie bekämpft Kinderehe und Missbrauch und setzt sich für weibliche Selbstbestimmung ein.

Kathrin Harms ist freie Fotografin und Videojournalistin. Ihre Schwerpunkte sind Reportagen und Porträts zu aktuellen und sozialen Themen. Sie lebt in Berlin, aber ihre Arbeiten führen sie in alle Welt. Ihre Auftraggeber sind überregionale Tageszeitungen und Magazine wie DIE ZEIT, Geolino, DER SPIEGEL und chrismon sowie NGOs, Stiftungen und Unternehmen.

MUT AUS VERZWEIFLUNG

Wer sein Land verlässt, muss es nicht aufgegeben haben.
Von Menschen, die in Afghanistan von Deutschland aus helfen.

Text von Markus Düppengießer | Fotos von Gudrun Petersen

Nach zwei Jahren Coronapause endlich wieder Multikulti-Fest in Aachen. Mitten im Kennedypark haben Mitglieder des Würselener Sportvereins für heute einen Volleyballplatz angelegt. Am Essensstand nebenan werden schmackhafte afghanische Spezialitäten gereicht. Trainer Asam Mir pritscht Schafiqullha Ahmadzai entspannt den Ball zu.

So entspannt war Ahmadzais Leben nicht immer. Der 19-Jährige wuchs in Afghanistan auf. 2019 kam er nach Deutschland, wird er uns später berichten. Sein Bruder war früher beim Militär. Die Taliban wollten ihn zur Zusammenarbeit zwingen. Er weigerte sich, da fiel die ganze Familie in Ungnade. Die beiden Söhne beschlossen zu fliehen. Der Bruder landete in Rumänien, sitzt dort nun im Gefängnis. Ihn selbst hat die sechsmonatige Flucht nach Deutschland geführt. An der Grenze zum Iran sei er beschossen worden, erzählt Ahmadzai, in Bulgarien war er zwei Monate lang in Haft. Polizisten hetzten die Hunde auf ihn, nach Schlägen gegen den Kopf hat er heute Probleme mit dem Hören. 13.000 US-Dollar hat er Schleuserbanden bezahlt. In einem Land, in dem Lehrer 100 Dollar im Monat verdienen, eine hohe Summe. Für ihn dennoch eine Investition, die sich gelohnt hat. Weil er es so geschafft hat. Afghanen wie er, die sich auf den Weg nach Deutschland machen, rechnen sich gerade einmal eine einprozentige Chance aus, ihr Ziel zu erreichen, sagt Ahmadzai: „Zu 99 Prozent haben sie den Tod schon angenommen." Trotzdem gehen sie das Risiko ein, die Verzweiflung ist zu groß. Sie sehen dort einfach keine Zukunft für sich.

Die Ansichten eines jungen Mannes. Was aber denkt erst eine junge Frau, die qua Geschlecht in ihrer Heimat noch schlechtere Chancen hat und stärker von Unterdrückung bedroht ist – erst recht, nachdem die Taliban nun vollends die Macht übernommen haben? Darüber haben wir mit Hosai gesprochen. Die 30-Jährige heißt anders, den echten Namen verschweigen wir, um sie und ihre Familie zu schützen. Ihre Flucht nach Deutschland war anders dramatisch. Sie gehörte Ende 2021 zu den letzten, denen die Bundesregierung einen Platz auf einem Ausreiseflug für Ortskräfte gab. In Afghanistan hatte sie als Menschenrechtlerin politische Repressalien zu befürchten. Trotz allem sei ihr der Abschied extrem schwergefallen, sagt sie: „Ich musste zwei Mütter verlassen: die Mutter, die mir das Leben geschenkt hat, und das Land, das wie eine Mutter für mich ist." Ist, nicht war. Nach wie vor setzt sie sich mit aller Kraft für die Heimat ein, auch von Deutschland aus. „Dass ich das weiterhin tun kann, macht mich unglaublich stolz. Es gibt mir Tag für Tag positive Energie."

Im Jahr 2019 ist Schafiqullha Ahmadzai nach Deutschland geflüchtet, weil seine Familie bei den Taliban in Ungnade fiel

Im Mannschaftssport funktioniert Integration einfach besser

Manchmal glaubt sie zwar noch immer, es sei nur ein Alptraum, dass die Islamische Republik Afghanistan innerhalb so kurzer

Asam Mir unterstützt seine Landsleute bei der Integration durch Behördengänge und Übersetzungen

Volleyball hat eine soziale Komponente. Spieler aus vielen Ländern trainieren mit, auch aus Afghanistan.

Zeit zusammenbrach und all die Errungenschaften verloren sind, die insbesondere die Frauen für die Frauen erarbeitet haben. Doch dann wird ihr klar: „Afghanistan ist um ein Jahrhundert zurückgeworfen worden“ – also krempelt sie wieder die Ärmel hoch. Hosai arbeitet in leitender Position für ein Projekt, das Misereor gemeinsam mit dem britischen Hilfswerk CAFOD finanziert. Man hat sie bei der Ausreise unterstützt und ihr eine kleine Dachwohnung in Aachen besorgt. Von hier aus betreut sie die Arbeit der Projektbeteiligten am Hindukusch weiter, das meiste ist online möglich. Nachmittags besucht sie einen Deutschkurs.

Nirgendwo steht geschrieben, dass Frauen sich den Männern zu unterwerfen haben

Bei ihrer Arbeit geht es um nachhaltige Landwirtschaft. Wichtig für ein Land, in dem 98 Prozent der Einwohner*innen zu wenig Essen haben, so Anna Dirksmeier, Misereor-Länderreferentin für Afghanistan. Mindestens ebenso wichtig ist das zweite Ziel: Frauen stärken. „Neben einer rhetorischen Schulung lernen sie bei uns eine fortschrittliche Interpretation des Koran. Um die selbsternannten Gotteskämpfer mit den eigenen Waffen schlagen zu können. Nirgendwo steht geschrieben, dass Frauen sich den Männern zu unterwerfen haben.“

Afghanische Landsleute von Deutschland aus unterstützen, das macht auch Asam Mir, der Volleyballtrainerder, der entspannt Bälle pritscht. Er hat eine bekannte Tochter: Rebecca Mir, Model und TV-Moderatorin. Der 67-Jährige kam 1978 nach Deutschland, kurz vor dem sowjetischen Einmarsch. In Aachen gründete er das Afghanistan-Komitee. Um aufzuklären, wie die Situation in seiner Heimat ist, und um humanitäre Hilfe zu organisieren. Heute hilft der Verein etwa bei Behördengängen und Übersetzungen; man unterstützt die, die in Deutschland studieren wollen, aber kein Deutsch sprechen – ein Problem, das Mir aus eigener Erfahrung kennt.

Auch der Volleyball hat eine soziale Komponente. Spieler aus vielen Ländern trainieren mit, besonders viele aus Afghanistan. Mir: „Im Mannschaftssport funktioniert Integration einfach besser. Deutsch lernen sie auch viel schneller.“ Highlight im Veranstaltungskalender des Würselener Sportvereins ist übrigens ein internationales Mixed-Volleyballturnier. Spielerinnen und Spieler aus vielen Ländern treten gegeneinander an. In diesem Jahr fand das Turnier wieder statt. Nach zwei Jahren Coronapause.

Gudrun Petersen lebt in Aachen und arbeitet seit 25 Jahren als Bildjournalistin und freie Fotografin für verschiedene Agenturen, Magazine und Verlage. Ihre Referenzliste reicht von der VOGUE über DIE ZEIT, den MERIAN, arte, ARD und ZDF bis zu Landmagazinen. Sie ist auf Reportage und Porträt spezialisiert und hat bereits verschiedene Bildbände veröffentlicht.

GUT ZU WISSEN!

Die Bedeutung der Toilette im Zeitalter der Globalisierung

Verbreitung der Toilette

In Zeiten der Globalisierung spielen die Grenzen von Zeit und Raum eine immer kleinere Rolle. Der Transfer von Gütern nimmt weiter zu und Dinge verbreiten sich über die ganze Welt – wie die Toilette.

Geschichte der Toilette

Die ersten Toiletten wurden 3.500 Jahre vor Christus in Mesopotamien erfunden. Es sollte aber bis ins 19. Jahrhundert dauern, bis das Klo mit Spülung begann, sich in Europa durchzusetzen. Mit der Entwicklung von Kläranlagen vor etwa 100 Jahren wurde schließlich dafür gesorgt, dass Flüsse und Bäche nicht mehr mit Fäkalien belastet werden.

Zugang zum WC

Wenn man keinen Zugang zu Sanitäreinrichtungen hat, wird das zum Problem. Trotzdem ist das für etwa die Hälfte der Weltbevölkerung die Realität. Besonders betroffen sind davon die Menschen im Globalen Süden, zum Beispiel in Nigeria, wo weniger als 50 Prozent der Bevölkerung Zugang zu einem WC haben.

Tödliche Krankheiten

Wo es keine Toiletten, sauberes Trinkwasser und Waschmöglichkeiten gibt, können sich Krankheitserreger besonders schnell ausbreiten. Schlechte sanitäre Einrichtungen verseuchen Trinkwasserquellen, Flüsse, Strände, Nahrungspflanzen und verbreiten tödliche Krankheiten.

Fotos: KNA-Bild/Misereor (1), dpa picture-alliance (3), iStock.com (1); Illustrationen: iStock.com

Mit oder ohne Spülung?

Heute weiß man, dass sich die herkömmlichen Toilettensysteme mit Spülung nicht für alle Gegenden der Welt eignen. Sie sind teuer, benötigen viel Platz, Energie, Wasser und belasten das Grundwasser. Besonders in Regionen mit einer steigenden Siedlungsdichte, hoher Armutsquote oder Wasserknappheit lassen sie sich kaum realisieren, weshalb eine Debatte um nachhaltige Alternativen angestoßen werden muss.

Nicht wegschmeißen, recyclen!

Eine Alternative zu den Toiletten mit Spülung sind die sogenannten „Trockentrenntoiletten“. Diese eignen sich schon jetzt besonders gut für Länder des Globalen Südens, da für sie kein Spülwasser, kein Abwasseranschluss oder Chemikalien benötigt werden. Darüber hinaus lässt sich der Inhalt kompostieren und als Düngemittel weiterverwenden.

Nachhaltig, wirtschaftlich, menschenwürdig

Ein von Misereor gefördertes Konzept ist der sogenannte CLTS-Ansatz (Community-led total sanitation). Hierbei werden keine einzelnen Haushalte und Institutionen gefördert, sondern gesamte Gemeinden, Stadtviertel und Dörfer. Die betroffenen Menschen werden dazu animiert, sich selber freiwillig für einen Zugang zu Sanitärversorgung und das Beenden öffentlicher Defäkation einzusetzen.

Äthiopien: Kein Schnickschnack

Die Latrinen in Äthiopien haben nichts von all dem Schnickschnack. Als Toilette dient in der Nähe des Flüchtlingslagers Kobe in Dolo Ado ein simples Loch im Boden, in das man sich erleichtert.

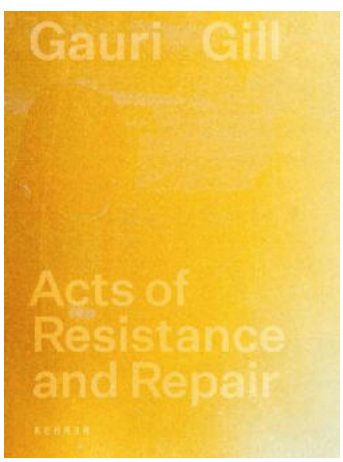
Japan: Hightech-Toiletten

Japan ist Spitzenreiter in Sachen Klos. So gibt es Hightech-Toiletten mit automatischer Beduftung, eigenem Stereo-Musiksystem oder WLAN. Einige öffentliche Toiletten in Tokio haben einen besonderen Clou: Die Scheiben sind transparent und erst wenn man die Toilette benutzt, werden sie blickdicht.

ACTS OF **RESISTANCE AND REPAIR**

Masken spielen in der Arbeit der jungen Fotografin Gauri Gill zu ihrem neuen Bildband eine entscheidende Rolle. Sind sie auch eine Metapher für Gauri Gills künstlerischen Ansatz? **Sonya Winterberg** hat sich den Bildband schon vor der Veröffentlichung im Oktober angeschaut.

Als die junge Fotojournalistin Gauri Gill 1999 ihrem Chef in Delhi eine Reportage über Schulen im ländlichen Rajasthan vorschlägt, winkt dieser ab. Worin läge der Nachrichtenwert, fragt er. Eine Begebenheit, wie sie Fotografinnen aus unterschiedlichen Kulturen bis heute erleben. Doch Gill lässt sich davon nicht abhalten. Sie nimmt eine Auszeit, um sich in der weitläufigen Wüstenlandschaft im Westen Rajasthans von Dorf zu Dorf treiben zu lassen. Sie lernt, sich soweit anzupassen, dass sie schon bald freien Zugang hat – zu den Schulen, aber auch in die Familien und dörflichen Strukturen. Sie schließt Freundschaften, wird zur Chronistin eines wenig beachteten Lebens am Rande der indischen Gesellschaft, ohne sie zu exotisieren – und widmet sich fortan nur noch der Dokumentarfotografie.



Gill dokumentiert das sich rasant verändernde Leben Rajasthans und reist zu jeder Jahreszeit in den flächengrößten indischen Bundesstaat. Sie erlebt Dürren und Monsunregen und wie der Klimawandel das Überleben auf dem Land bedroht. Sie folgt dem Jahreskreis der Bäuerinnen und Bauern, befasst sich mit der Abwanderung in die Städte, erlebt die Auswirkungen von Krankheit und Epidemien, überfüllten Krankenhäusern und unterversorgten Schulen. Wenn Gill auf ihre Langzeitbeobachtungen angesprochen wird, sagt sie inzwischen, dass es sich genau genommen gar nicht um „Projekte“ handle, sondern um einen Teil ihres Lebens. Das genau drückt ihre Fotografie aus. Es ist nicht die voyeuristische Sicht eines Außenseiters, sondern vielmehr der liebevolle und empathische Blick einer großen Fotografin, die eins wird mit der Welt, in der sie sich bewegt. Dabei entstehen durchaus auch verstörende Bilder, die von den extremen Lebensbedingungen der kargen Landschaft geprägt sind. Gill mutet dies den Betrachtenden zu.

In der Serie Acts of Appearance geht die Fotografin einen neuen Weg. Hier kooperiert sie mit indigenen Pappmaché-Künstler*innen in Maharashtra. Statt wie bisher traditionelle Masken für die alljährliche Bohada-Prozession zu fertigen, gab sie ihnen den Auftrag, zeitgenössische Masken zu entwerfen, die sich auf die heutige Lebensrealität beziehen. Das Ergebnis, bei dem sich Fotografie und Performance-Elemente überschneiden, ist eindrücklich. Eine der Fragen, die Gill dabei beschäftigt: Was nehmen wir wahr, wenn wir keine Gesichter sehen, sondern auf Masken schauen? Durch formale Klarheit verbunden mit Empathie für ihre Motive, bringt Gauri Gill uns Indien auf eine neue Weise nah. ●

ACTS OF RESISTANCE AND REPAIR

Von Gauri Gill
Herausgegeben von Esther Schlicht
Broschur, 268 Seiten
Deutsch, Englisch, 39,90 Euro

Fotos aus dem bespochenen Bildband, © Gauri Gills

UNTERSTÜTZEN

Foto: Kopp/Misereor

Vom eigenen Land leben wird in Paraguay und Brasilien immer schwerer. Misereor stärkt die Bauernfamilien.

Widerstehen, wenn die Kreise immer enger werden

Brasilien und Paraguay gehören zu den Nationen mit der weltweit ungerechtesten Landverteilung. Flächendeckender Soja-Anbau verwandelt das gute Land in eine grüne Wüste, schließlich macht die Wirkung von Düngemitteln und Pestiziden nicht an den Feldgrenzen halt. Der Klimawandel verschärft die Lage zusätzlich. Gut, dass die Kleinbauernfamilien auf Misereor-Partnerorganisationen zählen dürfen. Sie helfen den Menschen vor Ort, sich zu organisieren und Widerstand gegen die übermächtig wirkenden Akteure zu leisten. Aber sie wissen auch: Nur wer sich ums tägliche Sattwerden nicht sorgen muss, kann mit voller Kraft für seine Rechte einstehen. Deshalb bieten unsere Partner den Familien Schulungen und Material für eine nachhaltige, erfolgreiche Landwirtschaft an. So können sie ihre Erträge steigern und ausgelaugte Böden wieder fruchtbar machen.

Danke, dass Sie unsere Partner dabei unterstützen!
misereor.de/brasilien-paraguay-landrechte

ENGAGIEREN

Bunte Inspiration, die Freude macht

Raus aus dem Alltag, rein in die spannende Welt der Misereor-Spendenaktionen. Von den Glücks-Keksen bis zum Soli-Lauf unterstützen wir Sie bei ganz unterschiedlichen Aktionen mit Inspiration, Beratung und praktischen Materialien. Es gibt so viele Möglichkeiten, sich gemeinsam für die gute Sache stark zu machen. Fällt es Ihnen schwer, den Überblick zu behalten? Kein Problem: Unser neues Aktionenposter stellt Ihnen alle bewährten Spendenaktionen vor. Tipps zu Werbung, Organisation und zur Auswahl eines Herzensprojekts runden das Info-Angebot ab. Liebevoll von der Illustratorin Kat Menschik bebildert, ist das Poster ein echtes Schmuckstück für Ihre Wand im Büro, im Klassen- oder Gruppenraum – und macht das ganze Jahr über Lust auf gute Taten mit Gleichgesinnten.

Das Aktionsposter schicken wir Ihnen gern kostenlos zu! Bestellen Sie Ihr Exemplar unter aktionen@misereor.de oder telefonisch unter 0241 442 – 542!

Illustration: Kat Menschik

SPENDEN

Partner PREDA hat seine Teammitglieder mobil auf zwei Rädern durch die Corona- Pandemie gebracht

Foto: PREDA

Erfinderisch während der Corona-Pandemie

Der Misereor-Projektpartner PREDA auf den Philippinen ist in der Corona-Pandemie besonders erfinderisch geworden. Sein Ziel war es, trotz der Beschränkungen die lebenswichtige Arbeit im Wohnheim für missbrauchte und ausgebeutete Mädchen fortzusetzen. Dabei sollten Mädchen wie Mitarbeitende so gut wie möglich vor der Virusinfektion geschützt bleiben. PREDA hat an kleinen Stellschrauben justiert, um das große System erfolgreich in Betrieb zu halten: So wurden zunächst die Schichtpläne angepasst und Übernachtungsmöglichkeiten für das Personal im Heim geschaffen. Außerdem hat PREDA sein Team auf zwei Rädern mobil gemacht. Wer Interesse hatte, bekam ein Darlehen, um ein Motorrad zu finanzieren – für flexibles Arbeiten ohne Viruskontakte in den öffentlichen Verkehrsmitteln.

Mehr über die wichtige Arbeit von PREDA erfahren Sie auf unserer Projektseite: misereor.de/philippinen-maedchen

Gutes Leben für alle auf dem Stundenplan: 16 Misereor-Partnerschulen gibt es seit Juli 2022 in ganz Deutschland.

INFORMIEREN

Kleine Maßnahmen mit großer Wirkung

Im ländlichen Raum in Madagaskar fällt auf, dass viele Häuser an einzelnen Stellen die Sonne reflektieren. Wo ihre Außenwände aufeinandertreffen, sind in die Ecken kleine Blechverkleidungen eingelassen. Das reicht schon, um das Haus und die Lebensmittel effektiv vor Ratten zu schützen. Wenn sie können, klettern die Nagetiere gern an den Hausecken hoch – am glatten Metall jedoch rutschen ihre Pfoten ab. Getreide und Gemüse lagern sicher oberhalb der Blechkante. Auch die nächste gute Idee haben wir in Madagaskar beobachtet: das Buddy-Prinzip bei der Bewässerung von Setzlingen. Die zarten Nachwuchspflanzen werden um große Bäume herum gruppiert, die Wurzelscheibe ist mit den Setzlingen in ihren Anzuchttöpfen bedeckt. Beim Gießen kommt das überschüssige Wasser in zweiter Linie dem Babysitter-Baum zugute. Als Gegenleistung spendet er Schatten.

In Madagaskar unterstützt Misereor das Projekt VOZAMA, das grundlegende Bildung für alle zugänglich macht, auch auf dem Land: misereor.de/madagaskar-dorfschulen

Ganz einfache aber kreative Ideen schützen in Madagaskar die wertvolle Ernte und sparen kostbares Wasser

Fotos: Klaus Mellenthin/Misereor

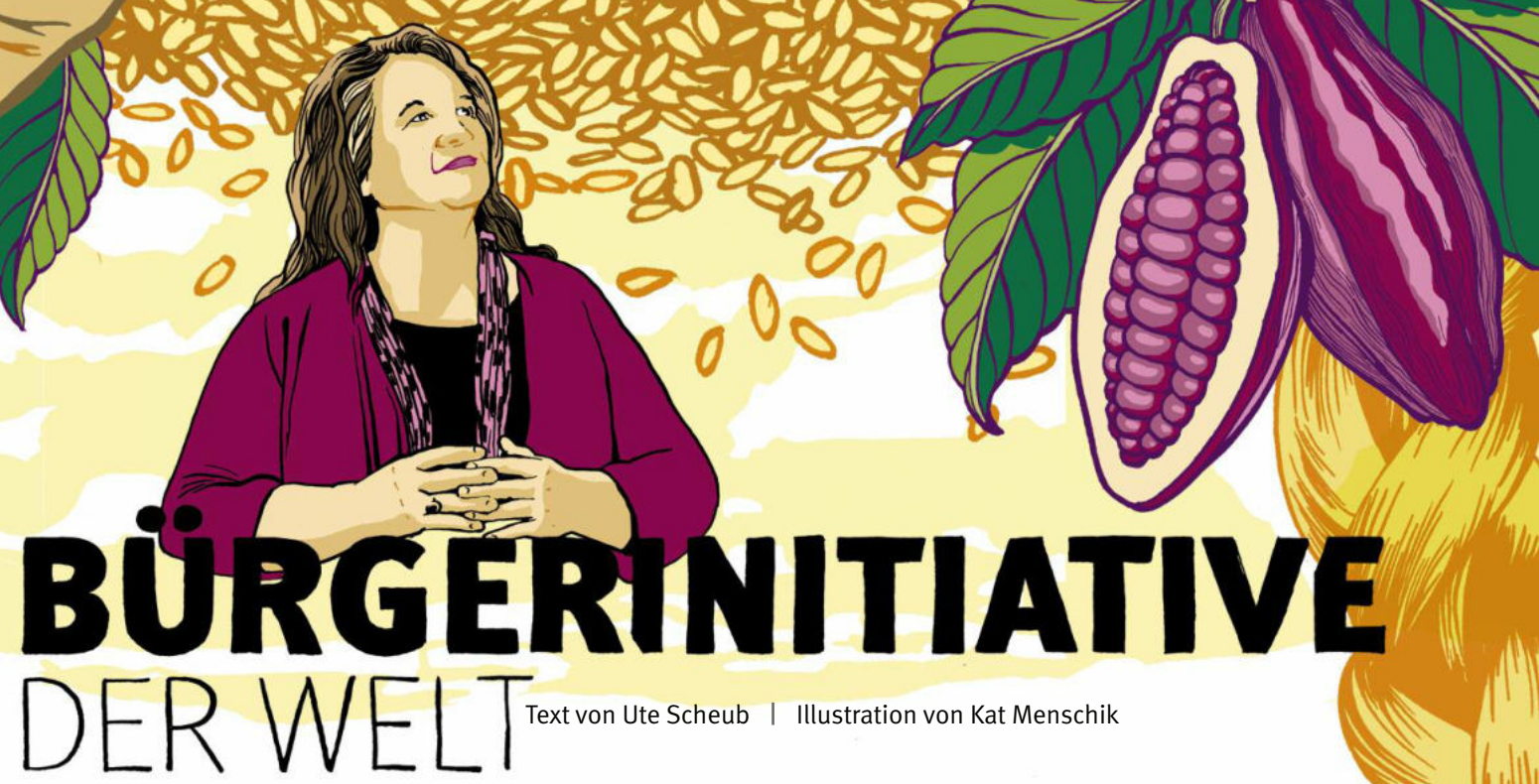
DIE GRÖSSTE

Millionen Freiwillige haben sich weltweit zu Gruppen zusammengeschlossen, um für eine Begrenzung des Wirtschaftswachstums zu kämpfen und unsere Erde zu schützen

Es ist schön, sich zu entwickeln und größer zu werden. Pflanzen entfalten dabei grüne Blätter und duftende Blüten, kleine Menschen wachsen heran und lernen jeden Tag dazu. Ideologen des ewigen Wirtschaftswachstums nutzen diese positiven Erfahrungen biologischen Wachstums und verkünden, die Wirtschaft könne auch nur so funktionieren: Sie müsse ewig weiterwachsen, sonst drohten Rezession, Armut, Untergang der Menschheit. Sie vergessen dabei, dass bei allen lebendigen Kreaturen irgendwann Schluss ist mit dem Wachstum. Bäume wachsen nicht in den Himmel. Tiere auch nicht. Und auch Menschen sind irgendwann erwachsen und entwickeln sich dann hauptsächlich nach innen weiter – hoffentlich jedenfalls.

Vor 50 Jahren rüttelte die Studie „Die Grenzen des Wachstums“ die Menschen überall auf der Welt auf. Die Botschaft der Studie war unmissverständlich: Die menschliche Zivilisation wird kollabieren, wenn wir weiter exzessiv in den Tiefen der Erde herumwühlen, um Öl, Kohle, Gas, Metalle und weitere Ressourcen herauszuholen und sie zu verbrauchen, zu verbrennen und in Müll zu verwandeln. Kritiker*innen behaupteten sogleich, das Autor*innenteam habe falschgelegen. Rohstoffe seien noch länger vorhanden oder könnten durch andere Ressourcen ersetzt werden. Doch spätere Studien bestätigten die Erkenntnis der ersten, nämlich, dass das Grundproblem für ewiges Wachstum in den planetaren Grenzen unseres Planeten liegt. Diese Grenzen könnten sogar noch früher erreicht werden, als die Studie von 1972 annahm. Der UN-Klimarat warnt, wenn wir nicht bereits in den nächsten acht bis zehn Jahren den Ausstoß von Treibhausgasen stark reduzieren, könnte die erhitzte Erde bereits vor dem Ende des Jahrhunderts in weiten Teilen unbewohnbar werden.

In der Medizin trägt unendliches Wachstum einen anderen Namen: Krebs. Er lässt sich heilen oder zumindest häufig eine Zeitlang begrenzen, indem Tumorzellen bekämpft und das Immunsystem gestärkt werden. In der Wirtschaft gleichen transnationale Konzerne solchen Krebszellen, deren juristische Form der Aktiengesellschaft ewiges Wachstum zwingend vorschreibt. Ihre Vorstände sind verpflichtet, größtmögliche Gewinne für ihre Aktionär*innen herauszuholen – machbar nur durch maximale Ausbeutung von Natur und Menschen. Auf deren



BÜRGERINITIATIVE DER WELT

Text von Ute Scheub | Illustration von Kat Menschik

Kosten werden ihre superreichen Eigentümer*innen noch reicher, auch in Krisen und Kriegszeiten. Während der Pandemie sanken die Einkommen der Ärmsten der Welt weiter, so die Hilfsorganisation Oxfam, derweil die zehn reichsten Männer der Welt ihr Vermögen seit 2020 verdoppelten. Der Reichtum von Bill Gates wuchs um etwa 30 Prozent, der von Tesla-Chef Elon Musk um über 1.000 Prozent.

Nun kann niemand nachts im Silicon Valley einbrechen und wie Robin Hood den Reichtum von Microsoft und Tesla unter die Armen verteilen. Bürger*innen und Politiker*innen aus aller Welt können jedoch fordern, dass die juristische Form von Unternehmen ans Gemeinwohl gebunden wird und/oder ihre Eigentümer hohe Steuern zahlen müssen. Nicht vorstellbar? Doch: In der Weltwirtschaftskrise nach 1930 haben die USA ihre Vermögenden um bis zu 90 Prozent besteuert und damit Massenerwerbslosigkeit und Faschismus verhindert. Und wir könnten natürlich die entsprechenden Produkte meiden und stattdessen Open-Source-Programme kaufen und mit Solarautos und E-Bikes fahren.

Und wie lässt sich die Widerstandskraft des Systems Erde stärken? Global kümmern sich Millionen zivilgesellschaftlicher Gruppen um Menschen- und Naturrechte. Die Menschen in diesen Gruppen unterstützen unter anderem Formen der regenerativen Wirtschaft und Landwirtschaft, die keinen Müll hinterlassen und mindestens genauso viel Ressourcen aufbauen, wie sie abbauen. Viele dieser Gruppen, vor allem indigene, handeln nach einem ebenso einfachen wie genialen Rezept: Gib so viel zurück, wie du der Erde entnommen hast. In Form von Fürsorge, Zuwendung, natürlichem Dünger, Humusaufbau, Wiederaufforstung, Wiederbegrünung, Landschaftserhalt, Recycling, Dankbarkeit. Ein Rezept, mit dem auch das Klima im Gleichgewicht bleiben könnte.

Die indigene US-Autorin Robin Wall Kimmerer stellt in ihrem Buch „Geflochtenes Süßgras – die Weisheit der Pflanzen“ Grundregeln einer „Ehrenhaften Ernte“ auf. Etwa: „Nimm nur, was du brauchst. Ernte so, dass du möglichst wenig Schaden anrichtest. Nutze es respektvoll. Verschwende nie, was du genommen hast. Teile. Hinterlasse ein Gegengeschenk für das, was du genommen hast. Erhalte die, die dich erhalten, und die Erde wird für immer bleiben.“ Und sie fragt: „Wie wäre es, wenn die Ehrenhafte Ernte zum allgemeinen Gesetz erhoben würde?“

Das Resultat wäre eine weltweite regenerative Wirtschaftsweise, die die Erde wieder ergrünen ließe. Die Artenvielfalt würde sich wiederbeleben statt Jahr um Jahr zurückzugehen. Eine relokalisierte Gemeinwohlökonomie mit viel Eigenversorgung und Zeitwohlstand könnte entstehen. Eine echte Kreislaufwirtschaft, bei der jeder Abfall Ausgangsstoff für das nächste Produkt wäre.

Kat Menschik arbeitet bereits seit 1999 als freiberufliche Illustratorin in Berlin. Die studierte Kommunikationsdesignerin zeichnet für Zeitungen, Magazine und Buchverlage, unter anderem für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung. Seit 2016 veröffentlicht Kat Menschik mit „Klassiker der Weltliteratur“ ihre eigene Buchreihe im Berliner Galiani-Verlag. Kat Menschik illustrierte Bücher von Enn Vetemaa und Haruki Murakami.

MUT FÜR MORGEN

Wer hat's gesagt?

„Ich möchte eine Dorfschule gründen, damit die Kinder nicht so weit zur Schule laufen müssen und früher eingeschult werden können."

Dieses Zitat* stammt von

- **a** **Marthe Wandou**
  Frauen- und Friedens-
  aktivistin aus Kamerun
- **b** **Reinhard Erös**
  von der Initiative
  „Kinderhilfe Afghanistan"
- **c** **Ursula Rasolomanana**
  Reisbäuerin
  aus Madagaskar

*Sie finden es in dieser Ausgabe.

Zu gewinnen gibt es

1. Preis:
Fair-Trade-Rucksack aus Papier
Sein klares Design und das außergewöhnliche Material machen diesen sportlichen Rucksack zu etwas Besonderem. Nicht nur für Puristen und urbane Abenteurer. Er ist wasserfest, extrem leicht und robust. Außen ist seitlich eine Reißverschlusstasche platziert. Das Hauptfach ist mit einem Zipper und praktischem Klettverschluss ausgestattet.

2. Preis:
Bildband
Acts of Resistance and Repair von Gauri Gill
Abseits der urbanen Zentren Indiens erkundet die aus Chandigarh stammende Künstlerin und Fotografin Gauri Gill seit über zwei Jahrzehnten das Leben und den Alltag der ländlichen Bevölkerung. In ihrem jüngsten Werk bezieht sie Masken von Pappmaché-Künstler*innen der Kokna-Gemeinschaft in Jawhar in improvisierte Alltagsszenen ein.

3. Preis:
Kalender von Kat Menschik
Ein Literatur-Kalender in Bildern von der Illustratorin unserer Kolumne, Kat Menschik. Zu Büchern von Shakespeare, Kafka, E.T.A. Hoffmann, E. A. Poe, Benecke, Aitmatow. Brillant gedruckt und hochwertig verarbeitet. Format 50 x 70 cm, stabile Spiralbindung mit einem Aufhänger. Man muss kein Literatur-Liebhaber sein, um diese Bilder zu genießen!

Einsendeschluss ist der 15. Januar 2023
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Wir speichern Ihre Daten nur zur Durchführung der Verlosung. Wenn Sie weitere Informationen zu Misereor erhalten wollen, vermerken Sie das unter dem Lösungswort „Ja". Sie können die Einwilligung jederzeit widerrufen.

Senden Sie die Lösung an:
frings@misereor.de
oder
Bischöfliches Hilfswerk Misereor
Redaktion Magazin „frings"
Mozartstraße 9, 52064 Aachen

Fotos: Avocadostore, Kehrer-Verlag, Dumont

Abo für mich!

Sie möchten keine Ausgabe von frings verpassen? Über *magazin@misereor.de* können Sie unter dem Stichwort „Abo“ ein kostenloses Abonnement bestellen (und jederzeit wieder kündigen).

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C115061

misereor

GEMEINSAM GLOBAL GERECHT

- ist das katholische Werk für Entwicklungszusammenarbeit an der Seite von Menschen in Afrika und im Nahen Osten, in Asien und Ozeanien, Lateinamerika und in der Karibik;
- leistet seit über 60 Jahren Hilfe zur Selbsthilfe durch gemeinsame Projekte mit einheimischen Partnerorganisationen;
- setzt sich mit den Menschen in Deutschland für weltweite Gerechtigkeit, Solidarität und die Bewahrung der Schöpfung ein;
- besitzt mit 6 Prozent an Kosten für Verwaltung, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit das Spendensiegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI).

DZI Spenden-Siegel

Spendenkonto
DE75 3706 0193 0000 1010 10

EMAS Geprüftes Umweltmanagement

Das Umweltmanagement von Misereor ist nach EMAS geprüft und zertifiziert.

IMPRESSUM

Herausgeber: Bischöfliches Hilfswerk Misereor e.V.; **Redaktion:** Beate Schneiderwind (verantw.), Michael Mondry und Birgit-Sara Fabianek (redaktionelle Koordination), Dr. Kerstin Burmeister, Lena Monshausen, Ina Thomas; **Grafische Gestaltung:** Anja Hammers; **Repro:** Roland Küpper, type & image, Aachen; **Druck:** Evers-Druck GmbH, ein Unternehmen der Eversfrank Gruppe, Meldorf; Gedruckt auf Papier aus ökonomisch, ökologisch und sozial nachhaltiger Waldbewirtschaftung; **Herstellung und Vertrieb:** MVG Medienproduktion und Vertriebsgesellschaft, Aachen.

Zuschriften an
Misereor, Mozartstraße 9, 52064 Aachen,
magazin@misereor.de

Klimaneutral Druckprodukt
ClimatePartner.com/11403-2209-1002

DZI Spenden-Siegel

Gemeinsam mit Ihnen ermöglicht Misereor Schutz und Perspektiven für Geflüchtete im Nahen Osten. Mehr erfahren: misereor.de/mitmenschen

misereor
GEMEINSAM GLOBAL GERECHT